



Leseprobe

Miljenko Jergović

Die unerhörte Geschichte meiner Familie

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 1152

Erscheinungstermin: 13. Mai 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

»Weil in jeder Familiengeschichte alles Wichtige der Weltgeschichte steckt«, hat Miljenko Jergović sich auf die Spuren seiner Familie begeben. Als seine Mutter, zu der er kein einfaches Verhältnis hat, im Sterben liegt, reist er nach Sarajevo und bringt sie zum Erzählen über die Vorfahren.

Dort, wo jede Straße ihn in die Vergangenheit seiner traumatisierten Heimat führt, setzt er sich in einem schmerzlichen Prozess mit ihrem Erbe auseinander: Kinder des einstigen Habsburgerreichs, waren sie als Eisenbahner Zugereiste, und jeder Krieg stellte ihre Identitäten und Loyalitäten neu auf die Probe.

Das Gefühl von Fremdheit ist dem großen europäischen Erzähler Miljenko Jergović geblieben, auch wenn er sich an den Konflikten der Gegenwart auf seine Weise reibt. Fakten mit Fiktion vermischend und in konzentrischen Kreisen erzählend, zeigt er in diesem großen Weltentwurf, was das Leben in einem Vielvölkerstaat für den Einzelnen bedeutet, vor allem wenn er nicht zur Mehrheit gehört, sondern zu den »Anderen«.

MILJENKO JERGOVIĆ, geboren 1966 in Sarajevo, lebt in Zagreb. Er arbeitet als Schriftsteller und politischer Kolumnist und ist einer der großen europäischen Gegenwartsautoren. Seine Bücher sind in zahlreiche Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet worden.

Miljenko Jergović

Die unerhörte Geschichte meiner Familie

Roman

*Aus dem Kroatischen
von Brigitte Döbert*

btb

Da, wo andere Menschen wohnen

Vortrag

Vater, zwei Onkel und ich haben dasselbe Sarajevoer Gymnasium besucht.

Vor dem Zweiten Weltkrieg, in deren Schulzeit, hieß es umgangssprachlich Großes Gymnasium und offiziell Erstes Knaben-Real-Gymnasium, nach dem Krieg und der Abschaffung von Mädchen- und Knabenschulen schlicht Erstes Gymnasium. 1984, kurz vor meiner Matura, wurde es ein drittes Mal umbenannt und hieß fortan Helden und Revolutionäre des Ersten Gymnasiums. Während der Belagerung bekam es den alten Namen zurück, heißt seither wieder Erstes Gymnasium.

Der ältere meiner Onkel wechselte 1934, fast fünfzig Jahre vor mir, auf die weiterführende Schule, aber die Möbel blieben dieselben. Das fiel meiner Großmutter auf, die bei ihm wie bei mir die Elternabende besuchte. Der jüngere Onkel und mein Vater, die fünf, sechs Jahre später eingeschult wurden, hatten beim gleichen Lehrer Kunstgeschichte wie ich. Er starb, als ich in die sechste Klasse kam; wir drei waren gemeinsam bei der Beerdigung.

Gegründet wurde das Erste Gymnasium in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts als Eliteschule. Auch Ivo Andrić, der bosnische Schriftsteller und Nobelpreisträger, machte hier seinen Abschluss, allerdings mit großer Mühe und Pein, er selbst erzählt mit Abscheu und einem gewissen Ekel davon. Wahrscheinlich deswegen fiel sein Name nie bei feierlichen Anlässen, wenn der Direktor sämtliche berühmten Absolventen aufzählte. In meiner Schulzeit waren kommunistische Revolutionäre sowie die Attentäter auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger die größten Berühmtheiten. Gavrilo Princip, der

die Kugeln auf Franz Ferdinand und dessen schwangere Frau abfeuerte, ging in Belgrad zur Schule, also nicht aufs Erste Gymnasium, wohl aber einige aus dem engsten Kreis um ihn herum.

Die Lehrer sagten oft, wir sollten uns an diesen leuchtenden Vorbildern ein Beispiel nehmen. In unserer sozialistischen Gesellschaft gab man viel auf leuchtende Vorbilder. Dazu zählten unter anderem opferbereite, heldenhafte Eltern, Onkel und Tanten.

Mein Vater zum Beispiel war ein ausgezeichnete Schüler, einer der besseren seines Jahrgangs, ebenso der jüngere Onkel mütterlicherseits, Repräsentant der jugoslawischen Metallbranche in der Sowjetunion, ein Mann von Welt. Beide wurden mir oft als Vorbilder genannt. Der Name des älteren Onkels fiel nie, er war trotz noch besserer Schulnoten kein leuchtendes Vorbild. Über solche wie ihn wurde nicht geredet, es gab sie in fast allen bürgerlichen Familien Jugoslawiens. Wie im Märchen: Einer von drei Söhnen ist kein leuchtendes Vorbild.

Der ältere Onkel hatte ausschließlich Einsen, korrespondierte mit ausländischen Freunden auf Lateinisch, löste unlösbare mathematische Aufgaben, spielte Gitarre und verfasste einen Essay über Paul Valéry. Blond und blauäugig, schlank und feingliedrig, sieht er auf Fotos wie ein junger Aristokrat in Thomas-Mann-Romanen aus, der kurz vor Ende des Buches stirbt, an Meningitis oder weil sich eine Kaverne in der Lunge öffnet, und dessen Tod für das Schicksal einer ganzen Familie oder Generation steht. Bitte sehr – so sah mein älterer Onkel mütterlicherseits aus, ansonsten hat er nichts mit einer Figur von Thomas Mann gemein, außer dass ich ihm gern auf den Stein seines vermutlich längst abgeräumten Grabes die Worte gravieren lassen würde, mit denen Serenus Zeitblom seinen Freund, den Tonsetzer Adrian Leverkühn, verabschiedet: *Ein einsamer alter Mann faltet seine Hände und spricht: Gott sei eurer armen Seele gnädig, mein Freund, mein Vaterland.*

Wobei ich nicht mit letzter Sicherheit wissen kann, was Vater-

land meinem älteren Onkel bedeutete. Ich weiß nur, dass ich selbst kein Vaterland habe. Also letztlich weiß ich nicht recht, was der Spruch auf einem abgeräumten Grab soll.

Folgendes dürfte für seinen Begriff von Vaterland konstitutiv gewesen sein: Geboren in Usora, einer Kleinstadt in Zentralbosnien, wo sein Vater, mein Großvater, einige Jahre als Bahnhofsvorsteher arbeitete, aufgewachsen entlang österreichisch-ungarischer Gleise, mehrfach umgezogen, immer wieder neue Freunde; vom Vater, einem gebürtigen Slowenen, lernte er Slowenisch, von der Mutter Kroatisch, aber seine ersten Worte waren deutsch, denn sein Großvater, mein Urgroßvater, war ein Banater Schwabe aus einem Nest, das heute in Rumänien liegt. Auch er, ein hoher Eisenbahnbeamter, verbrachte nach Schule und Ausbildung in Vršac, Budapest und Wien sein gesamtes Berufsleben entlang bosnischer Gleise.

Damit dürfte eins klar geworden sein: Mein älterer Onkel mütterlicherseits – auch sein Name sei genannt: Mladen, denn wenn wir ohne Namen weitermachen, wird es konfus – lebte in einer schwer durchschaubaren und sprachlich vielschichtigen Umgebung. Wie verworren und schicksalhaft, wird sich noch zeigen. Mladens Großvater, Karlo, war ein nationalbewusster Deutscher, der bis zu seinem Tod mit seinen vier Kindern ausschließlich Deutsch redete. Niemals richtete er ein kroatisches Wort an sie. Mit den Schwiegersöhnen, zwei Kroaten sowie Mladens slowenischem Vater, die alle drei perfekt Deutsch konnten, sprach er Kroatisch, mit den Enkeln Kroatisch oder Deutsch, aber sie mussten ihn zunächst auf Deutsch anreden. Begrüßten sie ihn auf Kroatisch, stellte sich Opapa taub.

Den Erzählungen nach muten die sonntäglichen Mittagessen, bei denen die Großfamilie zusammenkam, seltsam an. Eine derart strenge Sprachregelung existiert heute vermutlich nur noch in den Gremien der Europäischen Union, aber damals hat sie keiner hinterfragt. Urgroßvater Karlo legte überaus großen Wert auf sein Deutschtum und seine Auserwähltheit als Deutscher, dem mussten sich alle fügen. Aber keiner, er am

wenigsten, verbot ihnen zu sein, was sie waren, untereinander konnten sie reden, wie sie wollten. Urgroßvater liebte seine Schwiegersöhne, war, vornehmlich wegen ihrer Berufe, stolz auf sie und störte sich kein bisschen daran, dass sie keine Deutschen waren. Die Eisenbahnerzunft war wie ein Geheimbund oder eine Freimaurerloge, wer ihr angehörte, sah die Welt sowie die eigene Rolle in der Welt anders als gewöhnliche Zeitgenossen. Der deutsche Eisenbahner war dem kroatischen Eisenbahner brüderlich und damit enger als einem Landsmann verbunden. Urgroßvater Karlo stand politisch links, wurde Anfang der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts inhaftiert und außer Dienst gestellt, weil er einen Eisenbahnerstreik unterstützt hatte – was niemanden gestört hätte, wäre er nicht der deutsche Bahnhofsvorsteher unter den wilden Slawen gewesen. So aber bestrafte ihn die königliche Verwaltung hart: Er hatte seiner Volks- und Kastenzugehörigkeit zuwider gehandelt.

Zu Hause wurde nicht über ideologische Fragen geredet. Es sei denn, man würde das familiäre Erziehungsideal, dass alle Menschen unabhängig von Glauben und Vermögensstand gleiche Rechte haben, ideologisch nennen. Bosnien, in jenen zwanziger und dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein armes Land mit neunzig Prozent Analphabeten, in dem eine Typhus- oder Choleraepidemie die nächste jagte und die endemische Syphilis ohne Unterlass wütete, dieses Bosnien war für Urgroßvater Karlo und die Seinen ein guter Ort zum Leben. Nie äußerte er den Wunsch, zurück ins Banat zu ziehen, nach Wien oder Deutschland. Obwohl Deutscher, war ihm Deutschland fremd. Dort könne er nicht leben, sagte er: Die Leute sind anders. Ich persönlich wüsste keine genauere Definition von dem, was nicht Heimat ist.

Onkel Mladen hing an seinem Opa mehr als die anderen Enkel, obwohl er ihm nicht ähnlich sah. Der alte Karlo war ein kleiner, stämmiger Mann mit dunklem Haarschopf und langem grauen Bart, glich eher einem rumänischen Rabbiner als einem Deutschen. Mladen schlug mit seinen nordisch-blauen Augen,

seiner hoch aufgeschossenen Statur nicht der deutschen, mütterlichen, sondern der väterlichen Linie nach, slowenische Bauern aus der Gegend um Tolmin. Ich betrachte Opa und Enkel auf vergilbten Schwarzweißfotos und versuche mir vorzustellen, wie ihr Leben verlaufen wäre, hätte sich Mladen mit dem Deutschlernen schwergetan, das großväterliche Geigenspiel abgelehnt oder während der sonntäglichen Mittagessen nicht direkt neben ihm gegessen. Was wäre gewesen, hätte der Alte den Enkel wenigstens ein bisschen als Slawen verachtet? Ich wüsste es zu gern.

Hinter dem Haus, in das wir Anfang der dreißiger Jahre einzogen, stand die aschkenasische Synagoge, die von allen, nicht nur von den Gemeindemitgliedern, Tempel genannt wurde. Dort beteten Juden, die unter Kaiser und König Franz Joseph nach Sarajevo versetzt wurden und sich in unserer Stadt dauerhaft niederließen. Früher, unter den Osmanen, lebten hier nur Sepharden, spanische Juden, die waren meistens bettelarm, trauten der neuen Besatzungsmacht nicht über den Weg und verweigerten den aschkenasischen Neuankömmlingen den Zutritt zu ihren Gebetsräumen. Das waren für sie keine richtigen Juden, sie warfen alle Deutschen in einen Topf und nannten sie unterschiedslos Schwaben. Und so blieb nichts anderes übrig, als eine zweite, aschkenasische oder deutsche Synagoge zu bauen, eben den Tempel.

Unmittelbar nach dem Einmarsch der Deutschen, ein paar Tage, bevor die Ustascha, die kroatischen Faschisten, Sarajevo erreichten, drang der Pöbel in die Synagoge ein und schlug alles kurz und klein. Die Randalierer trugen keine Uniformen, es waren ganz normale Bürger, ausschließlich Zivilisten: Stadtstreicher und feine Herren, Schlägertypen und kleine Angestellte, aber auch Roma, die ein paar Tage später zusammen mit den Sarajever Juden in die Konzentrationslager deportiert wurden.

Mein slowenischer Großvater – er hieß Franjo, ich sagte Nonno zu ihm – sah von der Küche aus zu, wie seine Mitbürger

den Tempel zerstörten. Seine Frau Olga, meine Nonna, wollte ihn vom Fenster wegziehen, damit ihn keiner entdeckte, aber er blieb unerschrocken stehen. Das war das Maß seines Mutes. Er betrachtete die Menschen, unter denen er lebte, in den Stunden ihrer Wandlung: von der Sachbeschädigung zum Mord und zum Märtyrertum. Am Ende sahen sich alle als Opfer.

Als die Synagoge verwüstet wurde, ging Mladen, Franjos Sohn, in die siebte Gymnasialklasse. Vater und Großvater lehrten den Jungen, dass nicht in Ordnung war, was da vor sich ging, Pavelić sei ein Barbar, Hitler ein Verrückter, der den Krieg am Ende verlieren würde. Beide waren von dem überzeugt, was aus heutiger Sicht vernünftig und richtig ist. Aber natürlich blühten sie dem Jungen auch ein, derlei auf keinen Fall laut zu sagen und sich mit niemandem einzulassen, der etwas gegen die Ustascha unternahm. Meine Großeltern und deren Eltern, die ganze Sippschaft lehnte sich grundsätzlich nicht gegen die Obrigkeit auf. Gegen den Staat ist man machtlos. Das ist nicht unser Bier, das bringt einen nur ins Gefängnis, sonst nichts.

Sie rieten Mladen von der Jugendorganisation der Ustascha ab, er sollte deren Veranstaltungen oder Versammlungen meiden und sich als Deutscher bezeichnen, nicht als Kroat. Wer weiß, ob er je zu diesem Mittel griff, um den Folgen zu entgehen, die Kroat zu sein mit sich brachte, aber natürlich, er sprach Deutsch, er beherrschte lauter schöne Fertigkeiten, mit denen die germanische Rasse gemeinhin glänzt, etwa Florettfechten und Geigenspiel, und das förderte sicher sein Empfinden, kein Kroat und insofern auch kein Ustascha zu sein.

Ein Jahr später hatte Mladen die Reifepfprüfung bestanden und wollte in Zagreb oder Wien Forstwirtschaft studieren (mein Urgroßvater fand, Bosnien und Wald gehörten zusammen). In Wien hatten wir recht wohlhabende Verwandte, die ihn beherbergt hätten; in Zagreb wäre es etwas schwieriger geworden.

Stattdessen kam der Einberufungsbefehl, zweisprachig in Deutsch und Kroatisch, nach den Regeln eines vereinten Europa. Die Einheit, zu der Mladen im Frühsommer 1942 einge-

zogen wurde, war Teil von Hitlers Armee, nicht der Kroatischen Streitkräfte, eine Eliteeinheit für die besten jungen Männer aus deutschen und österreichischen Familien.

In dieser Situation gab es zwei Möglichkeiten: Mladen konnte sich bei der Einheit melden und in den Krieg ziehen oder zu den Partisanen überlaufen. Seine Eltern, Franjo und Olga, also mein Nonno und meine Nonna, hatten nicht die leisesten Zweifel, dass Hitler den Krieg verlieren und Pavelić am Galgen enden würde. Ich sagte es bereits, muss es aber noch dutzendfach wiederholen: Nicht eine Sekunde lang kam Franjo in den Sinn, die Seite, die den Tempel zerstört und unsere jüdischen Nachbarn abtransportiert hatte, könnte gewinnen. Auch wenn er nicht an Gott glaubte, es kam nicht infrage, dass am Ende das Böse triumphierte. Er selbst war kein Linker, wohl aber sein Schwiegervater, Urgroßvater Karlo, die Partisanen waren Kommunisten: Mladen hätte angesichts der deutschen Einberufung zu ihnen gehen sollen. Es wäre die in jeder Hinsicht richtige Seite gewesen.

Das war beiden klar, trotzdem schickten sie ihren Sohn und Enkel nicht zu den Partisanen, sondern zur ss, rechneten sich dort größere Überlebenschancen für ihn aus. Noch vor Ende der Grundausbildung hätte Hitler den Krieg verloren. Die Rechnung ging nicht auf, vierzehn Monate später fiel mein älterer Onkel mütterlicherseits im Kampf gegen die Partisanen. Es war der erste Kampfeinsatz seiner Einheit, und er war ihr erster und letzter Gefallener. Wenige Tage später lief sie geschlossen einschließlich ihres Kommandanten zu den Partisanen über. Im Sommer 1945, nach Kriegsende, besuchten vier von Mladens Kameraden seine Eltern. Sie gehörten zur Befreiungsarmee, Franjo und Olga waren Eltern eines Feindsoldaten. Nach dem Tod ihres Sohnes ging meine Großmutter nie mehr zur Messe, bekreuzigte sich nie mehr, feierte nie mehr Weihnachten und Ostern. Als ich sie mit fünf Jahren fragte, ob es einen Gott gibt, antwortete sie: Für die einen ja, für andere nicht.

Gibt es einen für dich?

Nein.

Gibt es einen für mich?

Das musst du selbst herausfinden.

Während sein Enkel für die Deutschen kämpfte, lebte Urgroßvater Karlo in seinem Haus in Ilidža, einem Vorort südlich von Sarajevo, in dem nachts häufig diverse, meist besoffene Truppenteile Razzien veranstalteten. Rückten Ustascha zu ihren nächtlichen Feldzügen aus, um in serbischen Häusern zu plündern und zu morden, versteckte Karlo seine Nachbarn bei sich. Das waren bis zu fünfzig Personen. Klopfen die Ustascha dann bei ihm an und wollte das Haus durchsuchen, empfing er sie, grimmig und bärtig, wie er war, auf der Türschwelle und sagte auf Kroatisch: Das ist ein deutsches Haus, hier kommt ihr nicht herein!

Und wenn sie noch so besoffen waren, sie machten auf dem Absatz kehrt und trollten sich wortlos. Ihm stand der Hass ins Gesicht geschrieben, ein Blick, der seine Physiognomie völlig veränderte, so sehr, dass er wie ausgewechselt wirkte. Ein schrecklicher Mensch. Einer hat mal gesagt, diesen Blick hätte ich von ihm geerbt.

Im April 1945 wurde Sarajevo befreit. Ein oder zwei Monate danach wurde Urgroßvater Karlo abgeholt und sollte ins Lager kommen, von dem aus er wie alle seine Landsleute nach Deutschland deportiert werden sollte. Bis zum Bahnhof in Ilidža waren es ungefähr eineinhalb Kilometer Fußmarsch. Er ging zwischen zwei Partisanen, ein Dritter drückte ihm den ganzen Weg lang den Gewehrlauf in den Rücken. Der kannte ihn aus der Zeit vor dem Krieg und wusste sehr genau, wen er da vor sich hatte, es machte ihm Spaß, Urgroßvater Karlo ein bisschen zu misshandeln. So ist das eben. Du weißt nie, wer dich warum ins Konzentrationslager abführt; die meisten Leute denken lieber nicht darüber nach, dass sie selbst zu den Abgeführten gehören könnten.

Am Bahnhof versammelten sich unterdes Urgroßvaters serbische Nachbarn vor den Viehwaggonen, mit denen die Partisa-

nen ihre Opfer in die Lager schafften. Vier Jahre lang habe er sie vor den Ustascha gerettet, sagten sie, und wenn er hundert Mal Deutscher sei, sie würden Genossen Karlo niemals im Stich lassen, eher mit ihm dahin gehen, wo er hingebacht werden sollte. Die Partisanen wollten die Versammlung auflösen, schwingen Gewehrkolben, es gab blutige Köpfe, aber je härter sie zuschlugen, desto sturer wurden die Männer.

Sie brachten Opapa Karlo an diesem Tag zurück nach Hause, und er wurde kein zweites Mal abgeholt, obwohl er Deutscher und ihm eigentlich zugehört war, wie die anderen Jugoslawiendeutschen nach Deutschland zu gehen. Es ist fraglich, ob er dort lebend angekommen wäre; man kann also davon ausgehen, dass ihm die, die er vor dem Tod bewahrt hatte, das Leben retteten. Damit war wie in einem pädagogisch wertvollen Märchen Gutes mit Gutem vergolten. Urgroßvater starb einige Jahre später, mehr als ein Jahrzehnt vor meiner Geburt.

Seine Töchter galten in Jugoslawien nicht als Deutsche, weil sie mit Slawen verheiratet waren, aber auch sein einziger Sohn, Rudolf, den alle Nano riefen, bis auf die Familie und seine Liebste, für die er der Rudi war, wurde weder als Deutscher betrachtet noch ins Lager abtransportiert. Welche Gesichtspunkte leiteten die jugoslawischen Kommunisten, als sie nach dem Krieg die Deutschen in Lager schickten, was war aus ihrer Sicht notwendig, damit jemand als Deutscher galt? Bis heute habe ich keine Antwort auf diese Frage gefunden. Unser Nano sah nämlich deutscher aus als sein Vater, er behielt dessen Nachnamen und kroatisierte ihn nicht, passte ihn nicht einmal der Gepflogenheit an, Namen so zu schreiben, wie sie gesprochen werden, er besaß Schränke voll deutscher Bücher, besuchte Konzerte für klassische Musik, sprach mit Freunden Deutsch, flanierte mit der Wiener Verwandtschaft und deren hübschen Freundinnen, allesamt Österreicherinnen, durch die Altstadt, und trotzdem war er für die Partisanen kein Deutscher. Warum? Wahrscheinlich haben sie mit ihrem siebten Polizeisinn gespürt, dass das Deutschtum unserer Familie bei Urgroßvater Karlo endete und

Rudolf kein Verhältnis zu seiner Herkunft hatte. Ihnen genügte das, um einem Menschen das Lager zu ersparen, und in diesem Sinn sind die kommunistischen Konzentrationslager nicht mit den deutschen oder denen der Ustascha vergleichbar.

Der jüngere Onkel mütterlicherseits, Dragan, und mein Vater wurden zur Befreiung Sarajevos von den Partisanen mobilisiert und gegen Kriegsende bei Karlovac in einer der blutigsten Schlachten eingesetzt. Sie zogen als Gymnasiasten in den Krieg und legten das Abitur als demobilisierte Partisanen ab. Danach studierte der Onkel Metallurgie, Vater Medizin. Beide wurden in ihrem Fach erfolgreiche, angesehene Mitglieder der Gesellschaft. Und beide waren in ihren Herzen und Köpfen und auch durch ihre Namen, in ihrer jeweiligen Polizeiakte, durch die Familie stigmatisiert. Der Onkel durch seinen Bruder, der als deutscher Soldat gefallen war, der Vater durch die Mutter, die wie zwei ihrer Schwestern in der Ustascha-Jugend aktiv war und nach dem Krieg zu einer Haftstrafe verurteilt wurde, während ihre Schwestern nach Argentinien emigrierten.

Beide wurden Mitglieder des Bundes der Kommunisten und blieben es bis zum Zerfall Jugoslawiens. Auch meine Mutter, die gerade einmal ein Jahr alt war, als ihr Bruder fiel, trat der KPJ bei. Trotzdem konnte man sie bei Bedarf daran erinnern, dass ihr älterer Bruder im Krieg auf der falschen Seite gekämpft hatte – sie fühlte sich schuldig. Ebenso ihr jüngerer Bruder. Und ihr künftiger Mann, mein Vater, fühlte sich wegen seiner Mutter und deren Schwestern schuldig.

Schuld prägte ihr Leben und war wichtiger Bestandteil ihrer Identität. Schuld ist Bestandteil auch meiner Identität, obwohl ich sie nie fühlte, so wenig wie das Deutschtum meines Urgroßvaters, Opapa Karlo, oder das Slowenentum meines Großvaters Franjo. Mein Fall ist, wie ich heute weiß, etwas komplizierter, denn meine Identität setzt sich überwiegend aus dem zusammen, was ich *nicht* bin.

Als ich im Sommer 1993 Sarajevo verließ, und zwar, weil es damals von den Panzern und Granatwerfern der Verbrecher

Mladić und Karadžić eingeschlossen war, in einem Transportflugzeug der us-Armee, das humanitäre Hilfe in die Stadt brachte und auf dem Rückweg einheimische wie ausländische Journalisten nach Split ausflog, traf mich der Gedanke ins Mark, dass ich vielleicht für immer ging. Meine nackte Haut hatte ich gerettet, nichts darüber hinaus. Mutter und Vater waren, jeder für sich, weil schon lange geschieden, noch in der Stadt, ich sah sie vielleicht nie wieder. Ich immerhin kam nach siebzehn Monaten Krieg und Belagerung mit dem Leben davon. Mir gelang, was meinem älteren Onkel mütterlicherseits nicht vergönnt war: die Flucht aus meinem Krieg.

Mein Ziel war klar, Zagreb, die Hauptstadt von Kroatien. Aber obwohl dort meine Sprache gesprochen wird, obwohl ich Kroat bin, erging es mir, wie es Opapa Karlo in Deutschland ergangen wäre. Das war mir damals nicht klar. Wenn man den Kopf aus der Schlinge zieht, denkt man nicht darüber nach, ob in Kroatien andere Leute wohnen, unter denen ich so fremd bin, wie es der Urgroßvater in Deutschland gewesen wäre. Sein Deutschtum war von der Art, dass es die, die keine Deutschen waren, als Spiegel brauchte, den täglichen Kontakt mit anderen, sein Deutschtum bestand in komischen Sprachritualen beim sonntäglichen Mittagessen, im arroganten Ton gegenüber kroatischen Faschisten, die sein Haus durchsuchen wollten. Mein Kroatentum war bosnisch, schlimmer noch, *kuferas̄ko*. Kuferasche, Kofferkinder, nannte man die, die unter Franz Joseph aus anderen Teilen der Monarchie nach Bosnien kamen, Leute, die vermeintlich aus dem Koffer lebten. Sie schufen mit ihren Kulturen und Sprachen eine Identität jenseits der Nationalität, das kulturelle Substrat war stärker als die nationale Zugehörigkeit. In meinem Fall oder vielmehr dem meiner Familie bedeutet das, dass wir bosnische Kroaten sind, in deren Identität Slawen, Deutsche, Italiener und einige weitere Völker der Donaumonarchie Spuren hinterlassen haben. Ohne Österreich-Ungarn gäbe es mich nicht, weil meine Eltern nie geboren worden wären, weil deren Eltern nie geboren worden wären und sich die Eltern

ihrer Eltern nie getroffen hätten ... In diesem Sinn war meine Geburt ein politisches Projekt.

Nach einiger Zeit in Kroatien, im Land »der anderen Leute«, begriff ich, dass ich dort mein Leben leben und glücklich werden konnte, aber nie einer von ihnen sein würde. Wenn ich »wir« sage, ist das meist ein verlogenes Wir, ein Wir, für das man sich ein bisschen schämt. Deswegen werde ich häufiger als das Wir die Personalpronomen ich oder sie verwenden. Von mir werde ich hauptsächlich das erzählen, was die Leute nicht gern hören und ich selbst niemals erzählen würde, wenn ich mit meinem Umfeld eins wäre. Ob man sich im positiven oder negativen Sinn abhebt, ist gleichviel, allein dass man sich abhebt, von der Masse unterscheidet, provoziert Abwehr.

Als ich nach Kroatien kam, war es ein ethnisch weitgehend homogenes Land mit neunzig Prozent Kroaten, das heißt Katholiken, und die Mehrheit dieser Mehrheit war allen spinnefeind, die einer Minderheit angehörten. Die Feindseligkeit hatte überwiegend ideologische Gründe, war der Staatsraison, aber auch der Tatsache geschuldet, dass im Land Krieg herrschte und ein Drittel seines Territoriums besetzt war. Die Rolle des Besatzers spielte die ehemalige Jugoslawische Volksarmee, die Rolle des einheimischen Verräters übernahmen Angehörige der serbischen Minderheit. Auch die kroatischen Muslime wurden als Feinde wahrgenommen; im Herbst 1993 ordnete die kroatische Regierung Militäraktionen auf muslimischem Gebiet in Bosnien-Herzegowina an. Jenseits der nationalen Kodierung, auf gesellschaftlicher Ebene, wurden zudem Atheisten ausgegrenzt, erinnerten sie die Bürger doch an vierzig Jahre Kommunismus und vermutlich auch an die eigene Heuchelei. Solange der Atheismus die erwünschte gesellschaftliche Norm war, lehnten die meisten Religion strikt ab, nun hatte sich der Wind gedreht und die Leute rannten genauso eifertig in die Kirche.

Und die Menschen schwelgten in ihrem Hass, genossen ihre Feindseligkeit. Das ist nichts Neues: Nur der Hass ist so umfassend und verdrängt derart gründlich alles andere, kein anderes

Gefühl kann aus dem Privaten herausspringen und zur gesellschaftlichen Emotion mutieren. Kroatien war in den neunziger Jahren unter Präsident Franjo Tuđman das Land des Hasses. Der Hass richtete sich im Wesentlichen nicht nach außen, sondern nach innen, gegen Teile der eigenen Gesellschaft, der eigenen Kultur, Geschichte, Identität, Sprache ... Der Hass richtete sich sogar gegen Worte, die nicht kroatisch genug klangen. Aber der Klang täuscht oft, vielleicht gab es auch nicht ausreichend viele Hassobjekte, jedenfalls behalfen sich die Leute mit dem Hass auf Dinge, die mit Minderheiten und fremden Identitäten nichts zu tun hatten.

Der Einzelne kann sich eine Reihe von Gründen zurechtlegen, warum er sich in solchen Zeiten an die Mehrheit hält. Schon gar, wenn er aus einer belagerten Stadt kommt, auf sich gestellt ist, materielle Sorgen hat, zur Untermiete wohnt, zum intellektuellen Proletariat zählt ... Schließlich wurde Sarajevo von Angehörigen der Nationalität belagert und beschossen, die in Kroatien am hingebungsvollsten gehasst wurde. Spricht nicht alles dafür, sich einem solchen Hass anheimzugeben, sich zu assimilieren und gesellschaftlich einzugliedern, nach einer Übergangsphase den Vertriebenenstatus abzulegen und einen Platz in der neuen Gemeinschaft zu akzeptieren? Lassen wir einmal moralische Gegenargumente beiseite, die immer problematisch sind, wenn sich einer auf sie beruft, der gegen den Strom schwimmt, sehen wir weiterhin davon ab, dass auch der Hass eine gewisse intellektuelle und psychische Anstrengung voraussetzt (die manchen Menschen durchaus schwerfällt), dann bleibt wirklich kaum ein Grund übrig, warum sich einer, der 1993 aus Sarajevo floh, der herrschenden Stimmung in dem Land, das ihn aufnimmt, widersetzen sollte. Ich bin nicht so eitel, dass ich um jeden Preis aus dem Rahmen fallen muss. Und das Leben macht man sich mit solchen Widerständen auch nicht leichter.

Der Grund also, jedes meiner Wir auf ein Ich zu reduzieren, in der langen Zeit des Hasses die Ausnahme sein zu wollen, ob-

wohl mir das überhaupt keinen Spaß machte, mir nicht einmal moralisch ein gutes Gefühl verschaffte, liegt in meiner Identität, die untrennbar auch das enthält, was ich nicht bin. Mein Urgroßvater war Banatschwabe, wohnhaft in Sarajevo, er sprach ein mit türkischen Wörtern durchsetztes Kroatisch, wie es für die bosnischen Muslime typisch ist. Er versteckte seine serbischen Nachbarn nicht deshalb vor der Ustascha, weil er so ein guter, aufopferungsbereiter Mensch war, wenigstens nicht in erster Linie deshalb, sondern weil sie ein wichtiger Teil seiner Welt waren, wie hätte er ohne Serben Deutscher sein können? Er konnte sich wahrscheinlich überhaupt nicht vorstellen, wie man da, wo es keine Serben (Kroaten, Bosnier, Muslime, Juden ...) gibt, Deutscher sein kann. Für ihn war jeder Hass in einem Vielvölkerland einfach nur Hass, und ich sehe es genauso. Deswegen unterschied sich mein Kroatentum substantiell von dem Kroatentum der Menschen, unter die ich mit meiner Ankunft in Zagreb geriet. Sogar von dem meiner Freunde und Bekannten. Denn diese lehnten den Hass aus intellektuellen und moralischen Gründen ab oder einfach weil sie zu Hause eine gute Erziehung genossen hatten, ich lehnte ihn ab, weil er mich bedrohte. Obwohl ich Kroat bin, bedrohte er den Serben und Bosniaken (Muslim) in mir.

Mein jüngerer Onkel mütterlicherseits, Dragan, später ein gefeierter Metallurg, der die bosnische Schwerindustrie in der Sowjetunion vertrat, wurde in Kakanj geboren, noch so einem Städtchen, in dem Großvater Franjo Bahnhofsvorsteher war. Dort stellten Muslime die Bevölkerungsmehrheit, als Dragan eingeschult wurde, war er der einzige Christ in der Klasse. In den dreißiger Jahren gehörte Religionsunterricht an allen Schulen des Königreichs Jugoslawien zu den Pflichtfächern; mein Onkel lernte den Stoff als kleiner Junge unter ungewöhnlichen Bedingungen. In der ersten Stunde gingen alle anderen Kinder in die nahe gelegene Moschee zum islamischen Geistlichen, und Dragan saß allein im Klassenzimmer, denn es gab keinen katholischen Religionslehrer, und der örtliche Pfarrer, der bei Bedarf

dessen Rolle übernehmen sollte, wusste nicht, dass in der Schule ein getauftes Schäfchen auf ihn wartete. Ganz allein zwischen vier weißen Wänden, vor der Wandtafel und dem Bild von König Alexander Karađorđević, bekam mein Onkel die mörderische Einsamkeit zu spüren, an der man irre werden kann und die selbst Erwachsene fliehen, also aus Städten und Staaten, in denen sie zur Minderheit gehören, in Städte und Staaten ziehen, in denen sie zur Mehrheit gehören.

Doch statt mit der Familie umzuziehen oder darauf zu bestehen, dass der hiesige Pfarrer den Sohn unterrichtet, während seine Freunde den Glauben beim Hodscha lernen, erklärte Franjo, Dragans Vater, mein Großvater, dem Lehrer, er wünsche nicht, dass sein Kind von den anderen getrennt werde, es möge bitteschön zusammen mit den anderen zum islamischen Religionsunterricht gehen. Eine solche Forderung seitens der Eltern war ungewöhnlich, aber weder widerrechtlich, noch hatte irgendwer was dagegen.

So kam es, dass Dragan vier Jahre in der Mekteb die Grundlagen des islamischen Glaubens aus erster Hand lernte und, obwohl katholisch getauft, von Kindesbeinen an die Regeln des muslimischen Gebets kannte. Deswegen war er nicht weniger das, was er seiner religiösen und nationalen Herkunft nach war, aber es unterschied ihn natürlich von den meisten anderen mit seiner Religion und nationalen Herkunft. Das Entscheidende ist dabei nicht so sehr, dass er die islamische Grundschule beendete, wichtig ist, dass er in einer Familie aufwuchs, die bereit war, ihr Kind in die Mekteb zu geben, damit es nicht allein im Klassenzimmer hockt und um das gebracht wird, was an dieser Schule und in diesem Ort allen Schülern gemein war.

Der Unterschied ist aber nicht der einer gemischt-nationalen Gesellschaft zu einer national homogenen Gesellschaft. Der Unterschied liegt im Umgang mit Verschiedenheit. Wir können im Hass schwelgen und aus ihm unsere Identität ziehen, wir kommen aber auch ohne diese Schwelgerei aus. Wenn wir nicht hassen, spiegeln wir uns zwangsläufig im anderen, und dann

wird der andere zwangsläufig Teil unserer Identität. Urgroßvater Karlo wusste das, deswegen zog es ihn nicht nach Deutschland, weil dort andere Deutsche lebten. Wie hätte er mit ihnen in Kontakt kommen können, wie sich mit ihnen verständigen, wie kann ein solcher Deutscher anders in Deutschland leben als gegen Widerstände und voller Konflikte?

Vom Urgroßvater, dem Banatschwaben, und seiner Familie, vom Onkel, der als Soldat der feindlichen Armee fiel, von Nonno und Nonna, die ihren Sohn in diese Armee schickten, von anderen Haupt- und Nebenfiguren, mit deren Schicksalen ich aufwuchs, handeln meine Romane und Erzählungen. Ich vermischte Wirklichkeit und Fiktion, versetzte sie in erfundene Lebenslagen, hauchte ihnen Leben ein und verlängerte es. Mehrfach und in verschiedenen Formen und Genres habe ich ihre Schicksale erzählt. Auch die Geschichte, die ich hier erzähle und in der sich Ausschmückungen und Veränderungen leider verbieten, habe ich schon mehrfach erzählt. Ich komme nicht von ihr los, ich kann meinen Onkel, dessen Grab auf einem Dorffriedhof irgendwo in Slawonien längst vom Gestrüpp überwuchert ist, nicht zwischen Millionen anderen Soldaten Hitlers ruhen lassen. Er ist Teil meiner Identität, der Gewissensbisse, die von Generation zu Generation weitergereicht wurden, der Implikationen, die sie für mein nationales Selbstverständnis haben. Denn ich bin nicht nur die und die Person, ich bin auch der und der Kroat. Oft umfasst die nominale Definition, der Name, nicht die ganze kollektive, nationale und religiöse Identität. Oft widerspricht das Katholischsein dem allgemein anerkannten Begriff und Selbstverständnis eines Katholiken.

Ich hatte gedacht, nach dem Tod von Franjo Tuđman und der Demontage der nationalistischen Oligarchie in Kroatien würden die Unterschiede zwischen uns mit der Zeit verblassen und mein schlechter Ruf bei der nationalen Elite irgendwann der Vergangenheit angehören, sich auflösen, so wie sich mit Kriegsende der Hass aufzulösen begann. Schließlich fing die Nation

damals an, die Dissidenten der neunziger Jahre wieder an ihren mütterlichen Busen zu drücken, verlieh ihnen Nationalpreise und lobte ihre mustergültige patriotische Haltung. Das nationalistische Pathos wandelte sich zu einem Pathos der allgemeinen, kollektiven Europäisierung, das einem genauso auf die Nerven gehen kann, mit dem sich aber leichter leben lässt. Jetzt knattert neben der kroatischen Flagge die der Europäischen Union im Wind. Drückt sich darin nun koloniale Gefolgschaft einer zermürbten, schizophrenen Identität aus, oder bietet es sich einfach nur an, alle drei Fahnenmasten, die vor jedem öffentlichen Gebäude stehen, zu nutzen? Die Fahnenmasten stammen nämlich noch aus der Zeit, als in der Mitte die jugoslawische Fahne wehte, flankiert von der kroatischen und der der Partei. Heute hängt neben der kroatischen und europäischen meist eine Fantasieflagge für Stadt oder Gespanschaft ...

Aber Flaggen entscheiden nicht über unser Leben. Was gestern noch Hassobjekt war, kann heute schon Symbol der Freiheit sein. Und umgekehrt. Man denke nur daran, wie radikal die Bush-Administration die Bedeutung des Sternenbanners veränderte. Auf einer Postkarte schrieb mein älterer Onkel der Tante in Sarajevo: Es ist Sonntag, ein freier Tag, das Feldlager liegt verlassen da, die deutsche Fahne flattert. Wir haben unsere verkauft. Wenn auch verklausuliert, ist es seine einzige politische Äußerung. Die Worte trösteten die überlebenden Familienmitglieder nach dem Krieg, aber im Grunde sagen sie nicht viel. Denn wir wissen eigentlich nicht, welche Fahne die unsere ist. Die es wussten, wussten auch, dass es sich mit einer Fahne gut hassen lässt. Daher ihre überragende Rolle bei Pokalspielen und während der Olympiade. Unsere Fahne demütigt eher die Verlierer, als dass sie den Sieger ehrt. Der bekannteste kroatische Fan-Song geht so: Neka pati koga smeta, Hrvatska je prvak svijeta! – Wen's stört, mag leiden, Kroatien ist Weltmeister. Warum sollte jemand leiden, weil Kroatien Weltmeister ist? Wer so was fragt, ist wahrscheinlich kein echter Kroat.

Ein Jahr nach der Abwahl der nationalistischen Regierung,

auf die eine Koalition unter Führung des Sozialdemokraten Ivica Račan folgte, dessen Europäertum ganz Europa und vor allem die unmittelbaren Nachbarn Kroatiens aufatmen ließ, war ich bei einem Filmfestival in einem uralten istrischen Städtchen auf einer Bergkuppe, wo früher überwiegend Italiener gelebt hatten. Als Istrien zu Jugoslawien kam, stellten die Kommunisten die Einwohner vor die Wahl, nach Italien zu gehen oder Jugoslawen zu werden, und die meisten schnürten ihr Bündel und zogen fort, lebten jahrelang in italienischen Flüchtlingslagern, und ihre Häuser wurden konfisziert. Ein Filmfestival in dem Städtchen war wegen dieser Vergangenheit in gewisser Weise die Manifestation eines neuen, antinationalistischen Kroatiens und als solches nicht nur ein kulturelles, sondern auch ein politisch-gesellschaftliches Ereignis. Natürlich ließ es sich der neue Kulturminister nicht nehmen, auf dem Festival zu erscheinen; seine Anhänger und Unterstützer nannten ihn den kroatischen Malraux, was er sich gern gefallen ließ, zumal es in Kroatien wie auch im gesamten ehemaligen Jugoslawien und auf dem Balkan üblich und erwünscht ist, hervorragende Persönlichkeiten nach ausländischen Größen zu titulieren, ob nach Franz Beckenbauer, Kaiser Haile Selassie oder Shakespeare ist dann eigentlich egal. Dieser unser Minister, dieser kroatische Malraux, hatte sich davor mit Lexikografie beschäftigt, also im Wesentlichen auf der faulen Haut gelegen, also nach Durchsicht der zwei, drei Einträge, die ihm pro Arbeitstag auf den Schreibtisch flatterten, in Kneipen intellektuelle Debatten ausgefochten. Mir widerstrebte die Art, wie er das Ministerium leitete, und ich habe darüber einen im Vergleich zu meinen Philippiken gegen Tuđmans Nationalisten ziemlich zahmen Zeitungsartikel geschrieben.

Den hatte ich schon vergessen, aber als ich nachmittags an einer riesigen Linde, dem heiligen Baum der Slawen, vorbeikam, fiel er mir wieder ein. Im Schatten der Linde stand ein Wirtshaustisch, an dem saßen Regisseure, Produzenten und freischaffende Intellektuelle mit Minister Malraux beisammen.

Ich kannte die Leute persönlich, natürlich auch den Minister, und wollte sie begrüßen.

Hau ab, du bosnisches Stück Scheiße, geh dahin zurück, woher du gekommen bist, sonst übernehmen wir das!, schrie Malraux.

Ich ärgerte mich nicht zu sehr, die vorangegangene Nacht war arbeitsreich und anstrengend gewesen, der Minister bis in den Nachmittag hinein verkatert. Aber ich blieb stehen und sah einen Regisseur an, der zu Tudmans Zeiten auf der Schwarzen Liste stand und seine Filme nicht im Fernsehen zeigen durfte, ein aufrechter Dissident, fast so aufrecht wie Kundera, wenn nicht aufrechter. Er senkte den Blick und schwieg, nahm Rücksicht auf den ministeriellen Kater, er plante einen neuen Film, und das geht in Kroatien nicht ohne Staatsgelder. Auch der Produzent senkte den Blick, ein vielversprechender junger Mann, der jeden Nationalismus bekämpfte und internationale Liebe predigte, sämtliche aufrechten Dissidenten der Tudman-Ära senkten einer nach dem anderen den Blick. Nachdem ich viel zu lange so gestanden und gewartet hatte, drehte ich mich um und ging unter dem Gekeife des kroatischen Malraux diesen istrischen Hügel hinunter.

Ich ging und gehe als glücklicher Mann, denn im Gegensatz zu Opapa Karlo werde ich nicht von zwei Kerlen abgeführt, während mir ein Dritter den Gewehrlauf in die Nieren stößt. Das ist der entscheidende Unterschied zwischen unseren Identitäten, deretwegen wir dort leben, wo wir leben, obwohl wir nicht der Mehrheit angehören. Das Glück hält uns am Ort, das Glück, davon bin ich überzeugt, hat uns oft das Leben gekostet. Versöhnt mit dem, was wir sind, tragen wir in uns, was wir nicht sind, leben Identitäten, die sich nicht mit einem Wort, einem Pass, dem Personalausweis, einer Genehmigung belegen lassen. Der Mob weiß, welches Wappen, welche Fahne, welcher Name ihm gehört, und brüllt es frei heraus, wir hingegen sehen uns zu langen, umständlichen Erklärungen, Romanen, Filmen, fiktiven und wahren Geschichten gezwungen, haben das Bedürf-

nis, ein Dorf im rumänischen Banat zu besuchen, in dem keine Deutschen mehr sind, der Horizont aber ist noch wie zu Urgroßvaters Karlos Kindheit, uns bleiben öde Kleinstädte in Bulgarien, der Ukraine oder Polen, in denen Menschen lebten, die sich in Rauch auflösten, uns bleiben verschwommene Erinnerungen, das Gefühl, heute dies und morgen das zu sein, Hymnen und Staatsgrenzen kommen uns ständig abhanden, uns bleiben die Reue und lang anhaltende, schmerzliche Gewissensbisse, weil einer, mit dem wir verwandt sind, als Feindsoldat lebte und starb, wir sind gewissermaßen selbst der Feind, uns bleibt der Glaube an das, was wir unter der Zunge verstecken, unsere Heimat gibt es nicht mehr, gab es vielleicht nie, weil uns jede Handbreit Erde fremd ist.

DIE STUBLERS
Roman

Kennen Sie Regina Dragnev?

Karlo Stubler, mein Urgroßvater, ließ bei seinem Umzug vom Banat nach Bosnien in Bosowitsch einen älteren Bruder zurück. Dessen Name ist dem familiären Gedächtnis entfallen, nicht aber der seiner Tochter: Regina. Karlo gab ihn einer seiner Töchter, der Zweitgeborenen, später hieß seine Urenkelin so, meine Cousine. Meine Mutter wurde auf die Namen Regina Javorka getauft, weil Javorka allein im Mai 1942 weder im Standesamt noch in der Kirche anerkannt wurde, und hieß so, bis ihr dasselbe Standesamt zwanzig Jahre später vorschrieb, sich für einen von beiden zu entscheiden, weil unsere sozialistische Gesellschaft Doppelnamen ebenso wenig dulde wie Doppeldeutigkeiten, und für sie mache man da keine Ausnahme. Sie entschied sich für Javorka, damit das Schicksal sie nicht mit einer der Reginas in der Verwandtschaft verwechselte.

Uns ist auch bekannt, nach welcher Regina sie alle benannt waren.

Nach der Mutter von Urgroßvater Karlo und seinem Bruder, dessen Namen keiner mehr weiß. Was diese Frau auszeichnete, ist nicht überliefert, nur, dass sie zwei Söhne gebar und ihr Name heute noch lebt. Dass wir nicht wissen, wodurch die erste Regina Stubler groß und bedeutend war, dieses Nichtwissen, das familiäre und historische Vergessen, trägt vermutlich zu ihrer Größe und Bedeutung bei.

Die Tochter von Urgroßvater Karlos Bruder wurde etliche Jahre vor ihren bosnischen Cousinen und Cousins geboren und war ihnen ein fernes Vorbild, das sie nie persönlich kennenlernten. Als Spross wohlhabender deutscher Bauern besuchte sie das Gymnasium in Temeswar und studierte danach während und trotz der Balkankriege – in denen das erwachende Jugoslawentum sein serbisches Blut vergoss und an Tuberkuloseschü-

ben und der Schönheit seiner kroatischen Träume verreckte – in Sofia Medizin. Dass ein Mädchen vom Dorf in die ferne Stadt zog und Ärztin wurde, das war selbst bei den Banatschwaben selten, selbst in Rumänien, auch Französischer Balkan genannt.

Aber vielleicht war Sofia damals gar nicht so weit weg von Bosowitsch. In Bulgarien lebten viele Deutsche, gut möglich, dass die Stublers in der Hauptstadt Verwandte oder Freunde hatten, bei denen Regina unterschlüpfen konnte.

Kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs schloss sie die Ausbildung ab, fand Arbeit und heiratete einen Bulgaren, über den wir ebenfalls nichts wissen, nur den Nachnamen: Dragnev.

Karlo Stubler, mein Urgroßvater, wurde 1920 einschließlich Familie aus Dubrovnik gejagt, weil er als hoher Eisenbahnbeamter einen Streik unterstützt hatte. Er verlor seinen Posten und landete mit seiner Frau und dreien der vier Kinder in Sarajevo. In den Jahren danach sorgte die Gewerkschaft für ihr Überleben. Zwei oder drei Gewerkschafter, Eisenbahnarbeiter, Heizer oder Lokführer, gaben Karlo und den Seinen einen Teil ihres Lohns ab, bis Karlos Kinder die Ausbildung abgeschlossen hatten. So war es in frühkapitalistischen Zeiten auf dem Balkan Brauch, dafür waren Gewerkschaften da.

Dabei berücksichtigte man, dass Karlo Deutscher und ein gebildeter Mann war, dass seine Kinder musizierten und ihnen ein besseres Leben vorgezeichnet war als den Kindern der Heizer und Lokführer. Dass er sich für die Sache der Arbeiter einsetzte und dafür in Dubrovnik geschasst wurde, sollte seine Familie nicht in Armut stürzen, auch nicht um den Preis, dass das Kind eines Weichenwärters wegen der Fürsorgepflicht gegenüber meinem Urgroßvater die Schule abbrechen musste. Oder ist der Gedanke eine Übertreibung? Belassen wir es bei der Aussage, dass Glaube und Ideale damals etwas galten.

Eine von Karlos Töchtern, ebenjene Regina, heiratete Vilko Novak, den Sohn eines der für die Stublers sorgenden Gewerkschafters. Aus der Ehe ging meine Tante Nevenka hervor, die wiederum meine Cousine Regina zur Welt bringen sollte.

Vor dem Ersten Weltkrieg, als junger, fescher Eisenbahner, besuchte Karlo Stubler den Bruder in Bosowitsch noch. Nachdem er seine Stelle, und zwar, wie er befürchtete, bis ans Ende seiner Tage verloren hatte, fuhr er nie wieder in die Gegend, aus der er stammte. Die gesamte Kommunikation mit dem Bruder und den anderen Verwandten lief über einen teils sehr lebendigen, dynamischen und in gewisser Weise ergiebigen Briefwechsel. Wie die Juden von Amerika ihren Angehörigen in heute namenlosen galizischen Shtetl Briefe oder Päckchen mit Fotografien und anderen Memorabilien schickten, so hielten es auch Karlo und die Seinen mit den Verwandten im Banat. Der Briefwechsel zwischen Ilidža und Bosowitsch – wobei leider unklar bleibt, welcher der beiden Orte für Amerika und welcher für Galizien steht und ob die Ilidžer ins Banat oder die Banater nach Ilidža fahren wollten – war rege, über Jahrzehnte plante man Treffen, aber es kam nie dazu.

Regina Novak und ihr Bruder, Rudolf Stubler, der Nano meiner Kindheit, korrespondierten mit der Cousine in Sofia. Geschrieben in deutscher Sprache, wechselten Episteln alle zwei Wochen hin und her, zu Weihnachten und Ostern schickte man sich zusätzliche Grüße, und dieser Austausch zog sich durch die zwanziger und dreißiger bis in die vierziger Jahre, dann verstummte die Korrespondenz vor den Schrecken des Krieges.

Zwischen den Resten des familiären Briefarchivs in der Kasindolska, im Ilidžer Haus der Familie Novak-Cezner, wo der größte Teil des Stubler-Nachlasses liegt, gab und gibt es vielleicht immer noch, man sollte mal nachschauen, Bilder der Regina aus Sofia. Adrett und würdevoll lächelnd, wie es sich gehört, wenn man sich für die Verwandtschaft fotografieren lässt, schaut uns Frau Doktor Dragnev an.

Der familiäre Zusammenhalt, das, was uns als Familie konstituierte, gründete wie jede kulturelle, verwandtschaftliche oder häusliche Gemeinschaft auf einer Illusion. Unsere Cousine in Sofia, die uns eines Tages besuchen wird oder zu der wir auf

Besuch fahren werden, war Teil dieser Illusion. Wir haben sie nie in die Arme geschlossen, mit Küsschen links und Küsschen rechts begrüßt oder ihr die Hand geschüttelt.

Keiner außer Karlo Stubler hatte je persönlich-unmittelbaren Kontakt zu Regina Dragnev. Als junger Eisenbahner spielte er mit dem kleinen Mädchen vor unserem Haus in Bosowitsch (ebenfalls eine Illusion, wir haben es nicht selbst gesehen), spielte Hoppe, hoppe Reiter mit ihr.

Seine Knie waren das Pferd, auf dem Regina fortritt.

Bald nach Kriegsende, Ende 1945, lebte das triste Herbeirufen von Menschen und Illusionen wieder auf, und so suchte Rudolf Stubler über das Rote Kreuz nach unserer Cousine Regina Dragnev, geborene Stubler, Ärztin in Sofia.

Zwanzig Jahre lang suchte er sie, über verschiedene Organisationen, unsere wie ausländische, nutzte jede Chance, sie aufzuspüren, ließ ihren Namen über jeden Radiosender verkünden, der sich an der Vermisstensuche mit wunderlichen Genre-Transformationen der Wünsch-dir-was- und Grußsendungen oder Matrosenabende beteiligte. Er fand sie nie, erfuhr nichts über ihr Schicksal. Regina Dragnev war wie vom Erdboden verschluckt, hatte sich in Schall und Rauch aufgelöst, und die Idee, dass die ganze Geschichte letztlich erfunden ist und weder die Gesuchte noch die Suchenden je existierten, drängt sich förmlich auf.

Derartige Suchen haben mindestens drei Schriftsteller thematisiert: Amos Oz, David Grossman und Ivan Lovrenović. Oz und Grossman schrieben über die Suche nach Verwandten, deren Schicksal vom Holocaust verfinstert wurde, Lovrenović über Väter und Onkel, die als Soldaten einer besiegten Armee parallel zu den Feiern der Sieger in Vergeltungsaktionen spurlos verschwanden. Etwas haben die Gesuchten von Oz, Grossman und Lovrenović gemein: Die Suchenden konnten den mit der Suche Beauftragten sagen, ob die Gesuchten Opfer waren oder, wie das früher bei uns hieß, dem Aggressor dienten.

Regina Dragnevs Cousin Rudi, mein lieber Nano, suchte mit einer doppelten Angst nach ihr. Die eine teilte er mit Millionen

Europäern: Lebte sie, und wenn ja, wo? Wenn nein, wo lag sie begraben? Die andere gehörte ihm und uns allein, der Familie: Wie war Regina Dragnev aus Sicht der Sieger, Rechthaber und Antifaschisten einzuordnen? Denn so oft über zwei Jahrzehnte lang Briefe hin- und hergegangen waren, weder Rudi noch die Ilidžer Regina kannten Regina Dragnevs politische Einstellung. Unsere Cousine hatte einen Mann und zwei Kinder, arbeitete im Krankenhaus, sorgte für ihre Patienten, berichtete ihren ferneren Verwandten manchmal von ihnen, ging ins Theater, las dieselben Bücher wie sie, erinnerte sich an Bosowitsch, erkundigte sich nach lebenden und toten Angehörigen, erwähnte aber mit keinem Wort Hitler und den deutschen Vormarsch im Osten, Kommunismus und Faschismus, und ihre Verwandten in Sarajevo hielten es genauso: Die Korrespondenz schweigt sich über Themen aus, die uns heute brennend interessieren würden.

Auf welcher Seite stand sie, was hat unsere Cousine Regina Dragnev 1941 bis 1945 gemacht? Hat die mit einem Bulgaren verheiratete Banatschwäbin mit dem Feind kollaboriert? Die Frage bereitete meinem Nano Bauchschmerzen, trotzdem suchte er nach ihr. Er war kein Held, hatte Fracksausen, es könnte eines Tages an seine Tür wummern und er verhört werden, warum er die Frau suche, ob er am Ende eine Konterrevolution anzetteln wolle?, aber er konnte nicht anders, die Suche war unverzichtbarer Teil seiner und unserer familiären Identität geworden. Er musste seine Cousine finden, und wir hätten gern erfahren, wer Regina Dragnev wirklich war. Die Ungewissheit bleibt uns bis ans Lebensende erhalten. Erst danach wird der Zweite Weltkrieg zu Ende sein.

Karlo Stubler, mein Urgroßvater, suchte seinen Bruder nicht. Der wurde 1945 aus Bosowitsch abgeführt und nicht mehr zurückgebracht. Karlo wurde in Ilidža von seinen serbischen Nachbarn gerettet, weil er sie vor der Ustascha gerettet hatte. Er versteckte sie in seinem Haus und schickte die kroatischen Soldaten von der Schwelle aus weg, Feiglinge, die sich nicht ins Haus eines Deutschen trauten, und sei der noch so klapprig.

Karlo fragte nicht nach den Bosowitscher Verwandten. Es war keiner mehr dort: Sie zerstreuten sich 1945, verwandelten sich in einen inhaltsleeren, wortlosen und verlassenem Gedanken, in etwas, worüber man zu Karlos Lebzeiten und noch lange danach nicht redete. Im Unterschied zu jüdischen Schicksalen sind deutsche unaussprechlich. Das ist so und durfte für meinen Urgroßvater auch gar nicht anders sein. Mit den Seinen sprach er Deutsch, über die Deutschen wurde geschwiegen. Aus Schweigen mauerte er ein Denkmal, einen kleinen Turm zu Babel.

Sein Sohn reiste viel durch Europa, fuhr aber nie nach Bosowitsch. Wo immer Rudolf Stubler hinkam, er trat in die nächste Telefonzelle und blätterte die dicken, angeketteten Telefonbücher durch. Das mache ihm Spaß, sagten die einen. Der Nachname Stubler sei selten genug, deswegen sei es lustig, nach Stublers zu suchen. Sagten die andern.

Meiner Meinung nach suchte er in den Telefonbüchern von Wien, Paris, Berlin, Rom, Leningrad, Moskau, Budapest, Amsterdam oder Madrid nur Regina Dragnev. Aber das durfte er nicht zugeben: Keiner hätte den Sinn der nach so vielen Jahren fortgesetzten Suche noch verstanden.

So sahen wir am ersten Kriegstag aus

Als Karlo Stubler Dubrovnik 1920 verlassen musste, weigerte sich die älteste Tochter, mit der Familie ins Exil zu gehen. Sie war volljährig, hatte die Handelsschule abgeschlossen und sich gegen König und Königreich nichts zuschulden kommen lassen, warum also sollte sie nach Bosnien?, und so blieb sie, entschlossen, auf eigenen Füßen zu stehen und ihr Leben Eisenbahn und Gewerkschaft zum Trotz selbst in die Hand zu nehmen. Töchter handelten normalerweise nicht gegen den väterlichen Willen, Karlo blieb jedoch keine Wahl, er musste seine Älteste freigeben, die nach ihm Karla hieß, aber Lukre oder Lola gerufen wurde. Schon als kleines Mädchen lehnte sie den Männernamen ab, genauer, den Namen, der für sie ein Männer- und Papaname war, suchte sich stattdessen Lukrecija aus und behielt das ein Leben lang bei. Erst im Sommer 1974 kehrte sie zu ihrem Taufnamen zurück, als sie sich wie jeden Tag nach dem Mittagessen ein wenig hinlegte und nicht mehr aufstand, ruhig und regungslos im Schlaf starb. Ein Aneurysma, hieß es. Anderntags meldete die Tageszeitung den Tod von Karla Ćurlin, geborene Stubler.

Nach dem Wegzug der Familie war Lola, die unangepasste Tochter von Kuferaschen, in Dubrovnik auf sich gestellt, ohne Freunde, dickköpfig, mit allen über Kreuz. Sie wusste sich zu helfen, umgarnte einen achtzehn Jahre älteren, begüterten Finanzbeamten aus Pelješac, Andrija Ćurlin. Onkel Andrija, für uns Dundo Andrija, gehörte zu jenen altmodischen Männern, die reiflich überlegen, geeignete Heiratskandidatinnen in Augenschein nehmen, ihre Wahl treffen und sich wieder umentscheiden, und irgendwann merken sie, dass ihnen die Zeit davonläuft. Dann erfasst sie Torschlusspanik, als Hagestolz wollen sie nicht enden, und so freien sie eine Hals über Kopf, in

der Regel die Falsche, eine wie unsere Tante Lola, die ihre eigene Familie durch Vertreibung, politische Umstürze oder Naturkatastrophen verlor.

Tante Lola war nicht berechnend, das wäre zu hart ausgedrückt. Sie suchte einen Anker, eine Schulter zum Anlehnen, war überzeugt, ihr Leben würde leichter, wenn ein Mann ihr die Entscheidungen abnahm. Aber schon am Tag nach der Hochzeit wollte sie doch lieber selber entscheiden und stieß ihren Mann weg, so wie sie schon den eigenen Vater weggestoßen hatte. Der arme Dundo Andrija war darauf nicht vorbereitet, bei ihm zu Hause in Kuna Pelješka oder unter Dubrovniker Patriziertöchtern gab es keine Frauen wie Karla, Lukrecija, Lukre ...

Sie liebte ihn nicht. Weil man Liebe nicht lernen kann, weil sie von ihrem Mann enttäuscht oder zu selbstverliebt war, um lieben zu können? Die zuletzt genannte Option dürfte der Wahrheit am nächsten kommen.

Sie gebar zwei Kinder, erst Željko, fünf, sechs Jahre später dann Branka.

Das änderte nichts. Wie mütterlich eine Frau ist, sieht man, bevor sie niederkommt. Es ist ein weit verbreiteter Irrglaube, eigene Kinder würden ein egoistisches Naturell erweichen, eine hartherzige Frau von Grund auf ändern. Tante Lola änderte sich nicht, sie wurde keine gute Mutter.

Wenn das Leben oder Dundo Andrija sie langweilten, ließ sie ihn mit den Kindern allein und verschwand, ohne ein Wort zu verlieren. Zehn, fünfzehn Tage später kam sie wieder nach Hause und giftete vom Eingang aus: Da bin ich!

Mehr nicht. Sie gab keine Erklärungen ab, und er fragte nicht nach. Niemand wusste, wo sich Tante Lola herumtrieb. Dubrovnik war damals ein Nest, jeder wurde durchgehechelt, man konnte nichts verstecken, höchstens wurde einem was angedichtet, falsche Gerüchte in die Welt gesetzt, aber Lukre Ćurlins Eskapaden machten nicht die Runde, wurden nicht an die große Glocke gehängt. Selbst die engere Familie, Schwes-

tern, Nichten und Neffen, war ahnungslos, und bis zu ihrem Tod traute sich keiner zu fragen. Allen bekannt und wieder und wieder halb scherzhaft, halb verzweifelt kolportiert wurde nur dieses: Da bin ich!

Branka war zu klein, aber Željko dürften die mütterlichen Ausflüge heftig mitgenommen haben. Er wurde so schnell wie möglich erwachsen und verließ das Elternhaus früh. Nach der Matura lernte er bei der Luftwaffe fliegen und wurde Pilot der Nišer Fliegerstaffel, deren Mitglieder sich 1941 je nach familiärer Herkunft, nationaler Zugehörigkeit und vermutetem Kriegsverlauf auf die verschiedenen Armeen verteilten. Željko Ćurlin schlug sich zunächst zur Luftwaffe des Unabhängigen Staats Kroatien, diente unter Leutnant Franjo Džal, lief aber bald zu den Engländern über und flog bis Kriegsende für die Royal Air Force.

Unterdessen lebten Tante Lola und Onkel Andrija ihr ödes, unzeitgemäßes Eheleben weiter. Branka wuchs heran, der Onkel arbeitete fleißig, und Tante Lola amüsierte sich, obwohl schon über vierzig, wie eine junge Frau, führte ein Leben, wie es Ende des 20. Jahrhunderts für viele Frauen weltweit normal und üblich werden sollte. Tante Lola war gewissermaßen die Speerspitze des späteren Remmi-Demmi-Dubrovnik. Dass Željko hoch oben über den Wolken eine Uniform gegen die andere tauschte, bekümmerte sie nicht weiter. Überzeugte Atheistin, die zu keinem Zeitpunkt an Gott glaubte, sich von einem solchen auch nichts erhoffte, war der Tod für sie stets das endgültige Ende.

Am Sonntag, dem 6. April 1941, der Tag, an dem Jugoslawien in den Krieg hineingezogen wurde, spazierte Tante Lola euphorisch – ihre übliche Ausgehstimmung – mit einer Freundin durch Dubrovnik. Damals wie noch bis in die siebziger Jahre hinein lichteten Fotografen unaufgefordert Einheimische oder zahlungskräftig wirkende Ausländer ab und boten ihnen die Aufnahmen zum Kauf an. Waren die Kunden einverstanden, mussten sie sofort bezahlen und bekamen die entwickelten Bil-

der per Post geschickt. Erst Anfang der achtziger Jahre stand das Gewerbe vor dem Aus, weil jeder Tourist einen eigenen Apparat besaß und sich für ausreichend geschickt hielt, die Welt um sich herum einzufangen.

Am ersten Kriegstag also bannte ein Dubrovniker Fotograf (Foto Berner) Tante Lola und ihre Freundin auf Zelluloid. Wir können es nicht beweisen, nehmen aber stark an, dass er an jenem Tag keine weiteren Bilder verkaufte: Die ganze Stadt versammelte sich um Radioapparate und verfolgte die Meldungen von der Bombardierung Belgrads und der Mobilmachung. Lukre indes scherte sich einen feuchten Kehricht um die Logik des historischen Augenblicks, stur wie schon einundzwanzig Jahre zuvor, als sie sich dem Umzug ins Exil verweigerte.

Die Aufnahme gefiel ihr so gut, dass sie sie den Schwestern in Sarajevo schickte, mit der Erklärung auf der Rückseite: So wie wir am ersten Kriegstag aussahen, hat sich sogar ein Fotograf gefunden, um uns aufzunehmen. Noch empfanden die Schwestern Lolas Flausen als tröstlich, als könnte deren Verrücktheit sie vor dem Unglück schützen, das absehbar auf sie zurollte und ihren weiteren Lebensweg bestimmen würde.

Im Hause Ćurlin lebte man ruhig und sicher, auch in Kriegzeiten wohlhabend. Dundo Andrija, ein angesehener, unnahbarer Herr, ließ sich mit den Machthabern gerade so weit ein wie unbedingt erforderlich, also wenig bis gar nicht, denn er wurde wegen seines Sachverstandes in finanziellen und kaufmännischen Dingen hofiert. Sie waren eine der wenigen Familien, die zu Hause ein Telefon hatten. Der Name steht im Fernsprechverzeichnis für das Jahr 1942 auf S. 396, einer von nur sechs Anschlüssen in Dubrovnik unter den Anfangsbuchstaben Č/Ć: Ćurlin, Sekretär der Handelskammer, Bunićeva poljana 1. Die Adresse war bis zu Tante Lolas Tod eine der wenigen unverrückbaren Tatsachen in der Geschichte der Stublers. Alles andere hat sich mehrfach geändert, ging verloren, wurde getilgt oder verschwand. Andrija Ćurlins Telefonnummer lautete 640.

Wir wählten sie im Herbst 1943, meldeten, Mladen, der Sohn

von Lolas jüngerer Schwester Olga, meiner Nonna, sei im Kampf gegen die Partisanen gefallen.

Eine schreckliche Nachricht. Lola ahnte, dass es damit nicht sein Bewenden haben würde, dass es nur der Anfang von etwas war, was selbst heute, nachdem sie alle tot sind, noch nicht zu Ende ist. Die letzten Stublers waren geboren, nun konnte man zusehen, wer wann starb und wer wegen wem Gewissensbisse hatte.

Im Frieden nach dem Krieg, beim Wiedersehen der drei Schwestern und des Bruders, sollte man zum ersten Mal Unterschiede in Aussprache, Betonung und Sprachmelodie hören. Lukre redete wie eine aus Dubrovnik, den anderen hörte man die Bosnier an. Nur das Deutsch klang bei allen gleich. Die Familiensprache, die Sprache des Vaters.

Der Krieg war schon aus, da wechselte Željko, das Fliegerass der Familie, noch einmal die Uniform: Aus dem Piloten der alt-ehrwürdigen Royal Air Force wurde ein Mitglied von Titos junger Armee. Eines Tages besoff er sich sinnlos, startete vom Militärflughafen Borongaj in Zagreb und stürzte in den Tod. Warum ist das passiert? Hat sich Željko umgebracht?

Von seinem Schicksal und Charakter, davon, dass er im Frühjahr 1945 bei der Bombardierung Sarajevos dabei war und hinterher seinen Tanten Olga und Regina erzählte, er hätte ihre Häuser geschont, handelt mein Roman *Gloria in excelsis*. Darin ist praktisch alles erfunden, damit ich Željko so wahrhaftig wie möglich schildern konnte.

Zwischen zweien der Stubler-Schwestern und ihren Männern standen nach dem Krieg die toten Söhne.

Von der schleichenden Erosion, der Reue, den stummen, unausgesprochenen wechselseitigen Vorwürfen lässt sich kaum erzählen. Mein Nonno Franjo und Dundo Andrija haben ihre Söhne weder in den Tod geschickt noch Heldentaten von ihnen erwartet. Weder meine Nonna Olga noch Tante Lola haben getan, was ihre Männer von ihnen erwarteten, damit die Söhne am Leben blieben. Das blieb bis zuletzt spürbar. Beide Mütter

waren zu ihrem eigenen und Željkos und Mladens Unglück stärker als die Väter. Sie haben die Entscheidungen getroffen, Druck gemacht, mal zum Wohl der Söhne, mal zum eigenen Vorteil, gemäß dem eigenen Temperament, der eigenen Hysterie; wenn sie schon die eigenen Ehemänner nie ganz akzeptieren und lieben konnten, wollten sie wenigstens gute Söhne haben. Und die sind dann umgekommen.

Tante Lola erschütterte Željkos Tod mehr als die mütterlichste Mutter. Sie tobte durch die Wohnung und durch Dubrovnik, sie tobt bis heute durch die Briefe der Familie und deren ewig unsichere Erinnerungen, inzwischen aus dritter Hand, überliefert von Personen, die Tante Lola nicht persönlich kannten.

Es war, als wäre Željkos Schatten auf ihre ungebärdige Freiheit gefallen. Was hat sie nicht unternommen, um ihm zu entgehen: Sie musste unbedingt mit Dundo Andrija nach Peru (wovon eine Erzählung in *Mama Leone* handelt) und wenig später zurück nach Dubrovnik ziehen – Lima sei einfach zu weit über Normalnull, war ihre Begründung. Dann adoptierten sie einen Jungen, Šiško; den brauchte sie, um Željko zu vergessen. Ihr neuer Sohn. Aber er erfüllte die Erwartungen nicht, er war eben nicht Željko, dessen Klugheit und Herzengüte inzwischen unfassbare Dimensionen angenommen hatte.

Sobald er alt genug war, fuhr Šiško zur See, kam einmal pro Jahr nach Hause. Ich war drei Jahre alt, als ich ihn kennenlernte. Dundo Andrija war längst gestorben, wir besuchten Tante Lola in ihrer schönen großen Wohnung an der Piazza. Šiško nahm mich mit zum Hafen, zeigte mir Schiffe und fotografierte mich auf einem gewaltigen Metallpoller. Ich hatte wahnsinnige Angst, ins Wasser zu fallen.

In demselben Sommer zerstritt er sich mit der Pflegemutter. Ich weiß nicht, worum es ging oder was sie ihm an den Kopf warf; wir sahen ihn nie wieder. Richtig zur Familie gehörte er nie, so wenig wie Tante Lola, aber das lag an ihr. Wir wissen nicht, ob er noch lebt, wenn ja, besucht er Dubrovnik vielleicht

immer noch, während von uns keiner mehr dort lebt, weder dort noch anderswo, einer nach dem anderen ist abgetreten. Falls Šiško lebt, möge er in Frieden leben.

Branka, meine Tante, Lolas Tochter, wuchs zu einer markanten, aufrechten Frau heran, studierte Medizin und wurde Anästhesistin. Vom Vater hatte sie das sanfte, reine Naturell geerbt, von der Mutter die Neigung zum ungebundenen Leben. Sie arbeitete in Zagreb, im Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern, und ehelichte den Schauspieler Jovan Ličin. Ihre große, ungetrübte Liebe versiegte, sie ließen sich scheiden, und Branka heiratete nach Deutschland, gebar mit weit über vierzig Tochter Katarina und starb bald darauf im Schlaf. Ein Aneurysma, hieß es. Sie wurde fünf Jahre älter als Tante Lola.

Karla, Lukrecija, Lukre, Lola Ćurlin, geborene Stubler, liegt in Boninovo begraben, zusammen mit Dundo Andrija, Željko und Branka. Ganz schön viele Särge für ein einziges Grab. Bei Brankas Beisetzung sah es so aus, als wäre für ihren kein Platz mehr. Dann schlug einer der Totengräber mit dem Spaten auf Tante Lolas Sarg, und der Sarg zerfiel zu Staub. Um uns die Strapaze zu ersparen, die die Suche nach einem neuen Grab mit sich gebracht hätte, schob er Lolas Gebeine zur Seite, so passte der vierte Sarg, aus Deutschland eingeflogen, noch hinein. Wer weiß, was wir ohne den Totengräber mit Brankas Leichnam gemacht hätten. So ist es gut. Sehr gut. In Dubrovnik haben wir keinen mehr, nur ein überfülltes Grab, das wir nie besuchen und zwischen den vielen fremden Gräbern bestimmt nicht wiederfinden.

Josip Sigmund möge euch auf der Seele liegen

Schade, dass unser Nano keine Kinder bekam. Seine Gene zerstoben im Wind, der Zweig verdorrte, der Nachname Stubler erlosch, weil Karlos einziger männlicher Nachfahre nicht heiratete und keinen rechtmäßigen Erben hinterließ.

Und das hatte äußerst sentimentale Gründe. Auch wenn Rudolf Stubler, oberflächlich betrachtet, ein fauler Hund gewesen zu sein scheint – erst mit über vierzig trat er seine erste Stelle an –, er hatte ein gebrochenes Herz.

Von klein auf ein Ass mit akkurat-schnörkeliger Handschrift, Matura mit Auszeichnung bestanden, belesen, begabt in sämtlichen schönen Künsten, der geborene Mathematiker (aus allen Ecken Bosniens und Dalmatiens pilgerten Schüler nach Dubrovnik, um den siebenjährigen Rudi zu sehen, wie er die kompliziertesten arithmetischen und geometrischen Aufgaben löste), als sei er mit dem ganzen Wissen bereits auf die Welt gekommen, verstand es sich von selbst, dass Rudi die Hochschule besuchte, natürlich in Wien. Fraglich war allein die Fachrichtung und in welchem Gebiet er unserer Epoche seinen Stempel aufdrücken würde.

Der Erste Weltkrieg war eben zu Ende, Deutschland für alle Zeiten zahnlos, dachte man, und seiner imperialen Ambitionen beraubt, dachte man, im Osten verschlang die lodernde Morgenröte des Kommunismus Russland, vom Habsburgerreich war nichts geblieben außer dem überdimensionierten Wien voll kleiner Genies von den Rändern des zusammengebrochenen Imperiums, wild entschlossen, das große Jahrhundert Europas mitzugestalten. Die meisten waren Deutsche oder Juden, dazu kam der eine oder andere Serbe, Kroat, Slowene, Tscheche ...

Wien lockte begabte junge Maler und Musiker an, abseitige, vom Ehrgeiz und gelegentlichen düsteren Ahnungen zerfressene, gequälte Seelen, die jenseits der Metropolen zum Untergang verdammt gewesen wären.

Rudolf Stubler war ein Kind des neuen Jahrhunderts. Hätte es vielmehr sein können, hätte er einen Funken Ehrgeiz und Angst gehabt. So aber wurde er zum Tagedieb.

Als Student der Polytechnik schickte er regelmäßig ebenso ausführliche wie gefällige Briefe nach Hause, in denen er wie ein guter Zeitungsreporter vom Leben in der Hauptstadt, Begegnungen mit unserer Wiener Verwandtschaft, Theateraufführungen, Opern und Konzerten berichtete. Über sein Studium schrieb er, er verbringe seine Tage in Hörsälen und sehe angesichts der Stofffülle vor lauter Lernen kaum die Sonne. Ein, zwei Sätze, um den alten Karlo zu beruhigen.

Es dauerte, bis der Vater begriff, womit sich der Sohn tatsächlich beschäftigte. Oder er hat es gleich begriffen, aber gehofft, Rudi würde nach ein, zwei verschlunderten Jahren Vernunft annehmen und ernsthaft studieren.

Doch Rudi nahm weder nach zwei noch nach fünf noch nach zehn Jahren Vernunft an, er schloss das Studium nie ab.

Der Vater duldet es, schickte ihm trotz der ärmlichen Verhältnisse von der Gewerkschaftsstütze ein Taschengeld nach Wien und Graz, bis die Kunde von einem gewaltigen Skandal Ildža erreichte.

Rudi war verliebt. In eine Wienerin, in Dora Dusl, eine Cousine ersten Grades.

Mit dieser frohgemut-inzestuösen Affäre überspannte Rudi den Bogen. Karlo Stubler zitierte ihn mit einem knappen, scharf formulierten Schreiben nach Hause. Der Sohn parierte, als hätte er keine Wahl. Waren die Zeiten einfach so, oder genoss der alte Stubler derart viel Autorität? Rudi fiel nicht im Traum ein, sich dem Familienpatriarchen zu widersetzen und eigener Wege zu gehen. Er brach mit Dora, die bis zuletzt und über den Tod hinaus unsere liebe Wiener Cousine blieb. Sie besuchte uns in

Sarajevo, in den fünfziger Jahren machten wir mit ihr einen Ausflug nach Vrelo Bosne, luden sie im ärmlich-sozialistischen Zeitalter zu üppigen Familienfeiern ein und schwiegen tot, was zwischen ihr und Rudi vorgefallen war.

Die zwei saßen nebeneinander am Esstisch in Ilidža und redeten über alles, worüber Verwandte, die sich lange nicht gesehen haben, eben reden. Alle lebten damals mit ihren Geheimnissen, und ihre Geheimnisse waren allen bekannt, und man redete miteinander, als hätte keiner Geheimnisse.

Zurück in Sarajevo nahm Rudi sein altes Leben wieder auf. Als hätte er nie die Wiener Cafés und Varietés frequentiert, löste er mathematische Aufgaben, spielte Préférence und ging ins Theater.

Jahrelang spielte er vor und während der Vorführung in verschiedenen Lichtspielhäusern Geige.

Der Tonfilm setzte sich in Sarajevo nur mühsam und allmählich durch, sodass er immer Arbeit fand. Die Kinobesitzer waren ihm dankbar. Seit Rudis Rückkehr aus Wien war das Pianino entbehrlich, konnte aus dem Saal geräumt werden. Die Leute sagten: Rudis Geige verzaubert das Geschehen auf der Leinwand, da kommt kein Klavier mit.

Karlo Stubler ging nie ins Kino. Dem Sohn war er nicht gram. Es war sein Leben, wenn er seine Begabungen verschleudern wollte, war das seine Sache. Ein bisschen traurig war Karlo schon.

Nach dem Skandal mit Cousine Dora verliebte sich unser Rudi noch einmal.

Einige Jahre nach der Rückkehr aus Wien begegnete er in Mostar einer jungen Frau, deren Name vergessen ist. Wir wissen nur, sie war Muslimin und die Romanze kurz und heftig. Ihre Familie wäre lieber in den Tod gegangen, als die Tochter einem jungen Mann zu geben, der aus Sarajevo und einer anderen Religion kam.

Die Schärfe, mit der sie auftraten, verwunderte und ängstigte die Stublers.

Warum hassen die uns so?, fragte der alte Karlo, und der Ausspruch blieb dank seiner Naivität im Familiengedächtnis haften und wurde stets als Kontrapunkt zu den Verhältnissen im Land, Kriegen, Nachbarschaftskonflikten und Massakern zitiert, vielleicht, um eine Zeit heraufzubeschwören, die wir nicht selbst erlebt haben, eine Zeit, in der Fragen à la: Warum hassen die uns so? Sinn hatten, eine Frage, die Opapa Karlo sich selbst, nicht der Tischgesellschaft stellte, aus Angst, aber auch aus Überheblichkeit. Überheblich war, dass er sich für etwas Besseres hielt, weil er niemanden hasste. Interessanter indes ist seine Angst. Er, der Deutsche aus Bosowitsch, hatte Angst, weil er als Ausländer in Bosnien ewig der Ausländer bleiben würde, ein Ahasver, dem sie die Tochter nicht zur Schwiegertochter geben würden, und wenn die ganze Welt über ihrem Haupt zusammenbräche.

Karlo Stubler glaubte nicht an Gott, seinen Unglauben hat er nie in Zweifel gezogen. Gott war in seinem Leben dauerhaft abwesend. Was heute geschieht, geschieht für immer. Aber das bedeutete nicht, dass er den Unterschied im Verhältnis zu den Muslimen nicht empfunden hätte. Jesus Christus, so abwesend er sein mochte, Jehova, Vater, Sohn und Heiliger Geist gehörten in ihrer Nichtexistenz zu ihm, während Allah, deren Gott, etwas anderes war. Ob es Allah gab oder nicht, darüber nachzudenken war nicht seine Sache.

Die Frage nach dem Hass stellte er, weil er in Bosnien ein Fremder war, nicht etwa, weil er selbst kein Problem gehabt hätte, seine Tochter einem Andersgläubigen zu geben. Wäre er in Bosowitsch geblieben und hätte sich Rudi durch ein Wunder im Banat eine Muslimin ausgesucht, wäre es ihm womöglich auch nicht recht gewesen.

Unser Nano hätte, so erzählt man es sich in der Familie, alles getan, um seine Auserwählte zu behalten, sie notfalls entführt, sich jeder Bedingung ihrer Eltern gefügt. Er wäre mit ihr durchgebrannt oder hätte sich erniedrigt, nur um sie zu heiraten.

Vergebens. Er verliebte sich nie wieder, fuhr nicht mehr nach

Mostar, blieb im Zug sitzen, wenn er durchfahren musste. Dreißig Jahre ging das so, er verwand die Sache nie.

Bis zu seinem Tod – Nano starb im Dezember 1976 – machten wir uns einen Spaß daraus, ihm eine Braut zu suchen. Anfangs wollten ihn die Schwestern noch ernsthaft verheiraten, stellten ihm Arbeitskolleginnen vor, hübsche, ledige Frauen, Französischlehrerinnen und Hotelangestellte, und er entschuldigte sich, er müsse kurz austreten, floh durch den Garten und über den Hof der Nachbarn und kam spätabends zurück, wenn er sicher sein konnte, dass wieder eine Anwärtlerin fortgegangen und abgeschreckt war. Das wurde dann weitererzählt, daraus entstanden Familienanekdoten, Legenden, die so lange kolportiert wurden, bis alles nur noch ein Witz war. Sein Liebesleben wurde zum Gespött, das Liebesleben von Hagestolzen und Mauerblümchen lädt ja zum Spotten ein.

Zu jener Zeit blieb Junggeselle, wer zu wählerisch, ein Sonderling, Miesepeter oder Eigenbrötler war, plus die, welche, in der Regel platonisch und nie ausgelebt, Männer liebten. Unser Nano blieb Junggeselle, weil ihm die Schöne aus Mostar das Herz brach. Oder vielmehr ihre Familie, die dem Christen die Hand der Tochter verweigerte.

Soweit bekannt, verdiente Rudi sein Geld bis zum Krieg als Geiger in Lichtspielhäusern, lebte ansonsten in den Tag hinein, beschäftigte sich mit den Schönen Künsten und dem Lösen von Mathematikaufgaben, wurde vierzig und hatte immer noch keine feste Anstellung. Das war damals nicht so selten, betraf gehäuft Söhne von Kuferaschen, also Familien, die in Sarajevo nicht verwurzelt waren, sondern sich seit der Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn ein Gefühl der Vorläufigkeit bewahrt hatten, sie lebten gleichsam wie aus dem Koffer, wie kurz vor dem Wegzug, und so fiel den Vätern gar nicht auf, dass ihre Söhne die Zeit verbummelten und über diese Bummelerei in die reifen Jahre gekommen waren. Das geht eh alles demnächst zum Teufel, dachten sie, die jagen uns alle zusammen sowieso bald fort, und das Land bleibt öd und leer zurück.

Kurz nach Kriegsbeginn wurde Rudolf Stubler eingezogen.

Der ideale Rekrut: Ohne Anstellung, hoch gebildet und obendrein deutscher Abstammung. Er wurde zum Oberleutnant ernannt, obwohl er nie zuvor gedient hatte, und nach Bijeljina geschickt, wo er monatelang lebte, halbtot vor Todesangst, Tag für Tag mit Heulen und Zähneklappern. Er war von Natur aus ein Feigling, der einzige Junge zwischen lauter Schwestern, Heldentum war den Stublers generell nicht in die Wiege gelegt, und Rudi fand sich zwischen Männern wieder, mit denen er wenig gemein hatte. Er hielt sich an Recht und Gesetz, ein Bürgerlicher, der weiß, was sich gehört, Klassenbester, um nichts in der Welt hätte er sich der Obrigkeit widersetzt, egal, in welchem Staat, hätte sich aber auch gern dem Krieg entzogen und wollte weder das eigene noch fremdes Blut im Namen egal welcher Staatsräson vergießen.

Nach der Niederlage in Stalingrad und dem Hungerwinter blieben die meisten Offensiven von Deutschen und Ustaschas erfolglos. Die Partisanen griffen überraschend aus dem Hinterhalt an, überfielen oft unbedeutende Garnisonen der Heimatwehr in der tiefsten Provinz, irgendwann auch die Semberija und die größte Stadt der Region, Bijeljina. Dabei zerschlugen sie die Einheit meines Onkels. Rudi überlebte das Gefecht, weil er sich in aussichtsloser Lage in eine flache Mulde warf, aus der nur sein Hintern herauschaute, den Kopf mit den Armen schützte, wartete, bis das Trommelfeuer aufhörte – sein Anblick müsse, das erzählte er später selbst, sogar die hartgesottenen Kanoniere der Partisanen gedauert haben –, und entging mit einem Sprint durchs Maisfeld der Gefangennahme. Sobald er sicher sein konnte, dass ihm keiner auf den Fersen war, riss er alle Rangabzeichen von der Uniform und wollte sich zu Fuß nach Sarajevo durchschlagen, zusammen mit einem Kameraden, der offenbar ähnlich gestrickt war. Sie streiften durch Wald und Feld, ernährten sich von den paar essbaren Waldfrüchten, die sie als Stadtkinder kannten, und liefen nach ein paar Tagen

in der Nähe von Kladanj halb verhungert einer Partisanenpatrouille in die Arme.

Die beiden wurden dem Kommissar vorgeführt, einem vornehmen Herrn, der ihnen einen Platz anbot, sich höflich mit ihnen unterhielt und zu dem richtigen Schluss kam, man könne Rudi als Gegner nicht ernst nehmen.

Wollen Sie sich uns anschließen, Herr Stubler? Es wird Ihnen nicht schlecht ergehen, wir brauchen Übersetzer. Und Sie würden für die richtige Sache kämpfen.

Muss ich bleiben?

Der Kampf für die Freiheit ist freiwillig, der Kommissar runzelte die Stirn, man kann keinen zur Freiheit zwingen.

Wenn das so ist, möchte ich lieber nach Hause, sagte Rudi kleinlaut.

Wie Sie wollen. Nur merken Sie sich eins: Genosse Josip Sigmund war wie Sie Deutscher, hat aber sein Leben diesem Volk geopfert. Sie werden die Befreiung erleben, solche wie Sie kommen immer durch, und dann möge Ihnen Josip Sigmund auf der Seele liegen, falls Sie eine haben.

Sprach's und händigte Rudi einen Passierschein aus, mit dem er durch Partisanengebiet bis Sarajevo kam.

Es klingelte an der Tür zu unserer Wohnung.

Was willst du?, fragte meine Nonna, Rudis Schwester Olga, den zerlumpten Kerl mit den Augen eines Irren und weinerlicher Grimasse, der eine Schuhschachtel unter den Arm geklemmt hielt und entsetzlich stank.

Aber ich bin's doch ..., flüsterte der Mann und wich ein Stück zurück.

Hätte ihm Olga die Tür vor der Nase zugeschlagen, nicht noch einmal genauer hingeschaut und ihn dann doch erkannt, wer weiß, was aus unserem Nano geworden wäre.

Sie suchte ihn auf Läuse und Flöhe ab, während seine Hände die Schuhschachtel umklammerten.

Was hast du da? Sie schnappte sich die Schachtel.

Sie war leer, es war nichts darin. Später antwortete Nano auf

unsere Frage, warum er die Schachtel mitschleppte: Ich hatte den Verstand verloren!

Die Erklärung habe ich nie geglaubt.

In den rund vierzig Jahren, seit ich die Geschichte zum ersten Mal hörte, habe ich immer wieder darüber nachgedacht. Ich wuchs heran, sah Filme, las Bücher über Kriege und Geisteskrankheiten, überlebte einen Krieg und wurde selbst eine Art Kofferkind, einer, der nirgends richtig daheim ist, Zagreb und Kroatien sind so etwas wie meine ureigenste Fremde, aber was Oberleutnant Rudolf Stubler in seiner leeren Schuhschachtel trug, kann ich mir bis heute nicht vorstellen. Es muss etwas Wichtiges gewesen sein. Mit leeren Händen gehen fällt schwer. Insbesondere wenn man zerlumpt und halb verhungert ist. Insbesondere wenn man in Sarajever Lichtspielhäusern Geige spielte.

Mir reicht's mit deinem arbeitsscheuen Bruder. Die Zeiten sind zu ernst!, sagte mein Großvater, der hohe Eisenbahnbeamte Franjo Rejc, und besorgte Rudi eine Stelle, damit sie ihn nicht wieder in den Krieg schickten.

Das war der krasseste und zugleich einzige Fall von Protektion in der jüngeren Geschichte der Stublers.

Es war eine Stelle im Heizwerk der Eisenbahn und Rudi dreiundvierzig Jahre alt. Nach dem Krieg galt er als fleißiger und geschätzter Mitarbeiter, der niemals krank war und nie auch nur fünf Minuten zu spät kam. Ein waschechter Deutscher, sagten sie, und er übernahm regelwidrig und gegen jede Gepflogenheit zusätzlich Aufgaben in Buchhaltung und Rechnungswesen. Als Junggeselle stand ihm keine Wohnung zu, so dass er bis zuletzt bei der Schwester in Ilidža in einem Zimmer zu ebener Erde hauste.

Am Werkstor hing eine Gedenkplatte für Genosse Josip Sigmund Pepe, Skifahrer, Bergsteiger, Vorkriegskommunist und – Maschinenschlosser im Heizwerk der Eisenbahn, der im Untergrund für die Partisanen arbeitete, bis ihn Ustaschas enttarnten.

Unter den Füßen leuchten sonnengelbe Dielen

Karlos jüngstes Kind, Olga, meine Nonna, wurde 1905 in Konjic geboren, einem Städtchen an der Neretva, wo er damals Bahnhofsvorsteher war. Aufgewachsen ist sie in Dubrovnik, besuchte dort die Grundschule, danach das italienische Gymnasium. Sie war sechzehn, als ihr Vater fortgejagt wurde. Aus Dubrovnik nahm sie einige Wörter, einen leichten Akzent und eine winzige Narbe am Unterschenkel vom Baden an der Porporela mit. Die Wunde war nicht tief gewesen, doch das Meer-salz fraß im Sommer 1916 oder 1917 eine kleine Mondsichel in die Haut, ein kaum zentimeterbreites Andenken, das sie gern herzeigte und dabei jedes Mal erzählte, seit wann sie es hatte und wie es dazu gekommen war. Ein Kriegssommer im hungernden, fast menschenleeren Dubrovnik, sie tollte mit Freundinnen im Schwimmbad neben der Hafeneinfahrt herum, während die Erwachsenen an den Nachrichten von der Ostfront verzweifelten und seit Monaten auf Briefe von Soldaten warteten ...

Im Juni 1986 lupfte ich in der Uniklinik in Sarajevo die Bettdecke: Die Narbe war noch da. Das beruhigte mich. Solange die Narbe da war, war alles gut. Wenig später wurde es zappenduster, und die Narbe war weg.

Olga war Karlos klügstes, für Literatur und Kunst aufgeschlossenstes Kind. Und sein unglücklichstes, wie wir jetzt, da das letzte Jahrhundert vorüber ist, mit Bestimmtheit sagen können.

Spuren ihres Unglücks sind bis auf mich gekommen und leben in mir weiter, haben aus mir weit vor der Zeit einen Hundertjährigen gemacht.

Kaum in Bosnien, verliebte sich Olga in einen hübschen Kerl,

einen gertenschlanken Eisenbahner, der wenige Monate zuvor nach fast vier Jahren aus italienischer Gefangenschaft zurückgekehrt war, meinen künftigen Nonno, Franjo Rejc.

Ob Franjo seine Olga in aller Eile entehrte oder sich die gerade mal Siebzehnjährige schwer versündigte und schwanger wurde oder ob wir es mit einer stürmischen, aber reinen Liebe zu tun haben, die beide lebenslänglich füreinander entflammen sollte, bleibt im Dunkeln, alle wichtigen Daten sind verloren (oder wurden absichtlich verschusselt), wir wissen auch nicht, wie viele Monate zwischen Hochzeit und der Geburt des ersten Kindes, Mladen, verstrichen.

Wir wissen nur, dass Olga ihren Vater in aller Form um Erlaubnis bat; wir warteten vor der Tür, gespannt, wie sie aus dem Zimmer herauskäme, nachdem sie dem Vater eröffnet hatte, sie sei verliebt in einen jungen Eisenbahner, einen Slowenen, und wolle heiraten. Ich war besonders nervös, schließlich hing meine Geburt davon ab.

Es gab vieles, woran sich Karlo gestört haben dürfte. Olga ging noch zur Schule, war minderjährig, in einem Alter, in dem höchstens Zigeunerinnen heirateten, in der Maienzeit, in der junge Hündinnen zum ersten Mal läufig werden, das geziemte einer Stubler nicht. Karla, seine Älteste, war schon in Dubrovnik geblieben, wollte nicht in den Orient, und wenige Monate später wollte die Nächste unter die Haube. Der Alte muss mitbekommen haben, wie es um sein liebstes, begabtestes Kind stand, so herrlich, wie sie die Zither spielte, das herzerreißende Junggeselleninstrument, das er aus Bosowitsch mitgebracht hatte ...

Er schwieg lange und starrte sie ausdruckslos an, dann fiel der Satz, der heute noch eher nach Verdammnis denn nach väterlichem Segen klingt: Nun gut, deine Entscheidung. Nur merk dir eins: Es gibt kein Zurück.

Die Familie wohnte zur Miete, war auf die Unterstützung von Menschen angewiesen, die ärmer waren als sie selbst, er war gedemütigt, ohne Aussicht auf Besserung. Und dann plötzlich

erbarmte man sich seiner – oder hatte die Polizei seine Akte verschlamps? –, jedenfalls bekam er eine Stelle am größten Eisenbahnknoten Bosniens und zog vorübergehend nach Doboj. Was blieb ihm anderes übrig, als Olga den Erstbesten heiraten zu lassen, in den sie sich verguckte?

Hätte er ihr den Wunsch abgeschlagen, wäre Olga womöglich mit Franjo durchgebrannt oder in den Tod gesprungen, hätte Essigessenz getrunken oder auf andere Art Selbstmord begangen. Sicher ist nur eins: Damals bekam man keine unehe-lichen Kinder.

Hätte Karlo die Entscheidung nicht seiner jüngsten Tochter überlassen, hätte er vielleicht viel Unglück verhindert. Die Geschichte der Stublers, hätte sich denn einer gefunden, der sie erzählt, wäre Fiktion geblieben. Hätte sich meine Nonna damals umgebracht, müsste ein anderer die Geschichte aufschreiben, sie müsste zu meinem Leidwesen ohne mich erzählt werden. Wobei ich auch etwas gewönne: Ich wäre eine Erzählung. Aufrechnen lässt sich das nicht gegeneinander, unentschieden bleibt, was besser ist: Erzähler oder Erzählung sein.

1923 entband sie meinen älteren Onkel in Usora bei Doboj, wo Franjo Rejc als Bahnhofsvorsteher arbeitete; das nächste Krankenhaus war weit, weit weg. Eine Hausgeburt voller Blut und im Schweiß ihres Angesichts mitten im neblig-grünen, verrußten Bosnien, ein zumindest in den Augen der Tochter eines Deutschen armes, letztlich hässliches Land, deprimierend zumindest in den Augen einer jungen Frau aus Dubrovnik, die ihre Mitbürger in glücklicheren Tagen mit Köppern vom alten Anleger vor der Stadtmauer, der Porporela, unterhielt.

Mladen war ein Kind der Liebe.

Was Olga nicht daran hinderte, mit einem Lehrer anzubandeln, dessen Namen wir, obwohl er unsere Fantasie seit neunzig Jahren bewegt, nie ermitteln konnten. War er Tscheche, Pole, Österreicher, Kroat? Oder gar – ein Geschöpf Gottes wie alle anderen – ein charmanter Serbe mit Errol-Flynn-Bärtchen, welcher zur Belehrung und Besserung der Söhne und Töchter

des kleineren, unzuverlässigen, dem lateinischen Schisma ergebenden jugoslawischen Stammes ins katholische Usora geschickt wurde? Einige waren mit der Wut von hintergangenen, vernachlässigten Kindern sauer auf Olgas ersten Liebhaber, ich hingegen bin ihm herzlich zugetan, schließlich hat sich meine Nonna als ganz junge Mutter in ihn verguckt und rumgehurt, während uns Künftigen, ob geboren oder ungeboren, das Herz für eine solche Liebe fehlt.

Franjo war damals oft unterwegs und sehr beschäftigt. Dienstreisen. Familienbesuche in Tolmin. Hatte in Sarajevo bei der Generaldirektion zu tun, lernte Fremdsprachen, beschaffte sich Bücher über Imkerei, las patriotische slowenische Zeitungen, Anton Aškerc und France Prešeren, korrespondierte mit Verwandten. Ob er von dem Lehrer wusste, wissen wir nicht. Vielleicht nicht, obwohl eigentlich alle davon wussten; falls er es wusste, stellte er sich unwissend. Beides ist möglich. Vielleicht hat er sich seinerseits eine hübsche Lehrerin angelacht. Oder in die Nonne verguckt, die ihm im Krankenhaus von Zenica den Verband bei schmerzhaften Abszessen am Steißbein wechselte, eine Schwachstelle, die ihm sein Leben lang Probleme bereitete.

Drei Jahre nach Mladen entband sie in Kakanj Dragan; Franjo war als Bahnhofsvorsteher dorthin versetzt worden.

Kakanj war die letzte Station der beiden vor Sarajevo, Mitte der dreißiger Jahre wechselte Franjo zur Generaldirektion und krönte seine Laufbahn mit dem verantwortungsvollen Posten eines Fahrplankonstrukteurs.

Die Kakanjer Jahre sollten als die glücklichsten der ein halbes Jahrhundert währenden Ehe von Olga und Franjo in Erinnerung bleiben. In der kleinen, von den Habsburgern gegründeten Bergbau- und Industriestadt mit ihrem winzigen, orientalischen Zentrum lebten mehrheitlich Muslime, dazu ein paar Katholiken aus den umliegenden Dörfern, die in grauer Vorzeit zum Königreich Bosna gehört hatten, und Zugereiste, Kuferraschen, aus allen Teilen der ehemaligen Franz-Josephs-Monar-

chie. Ingenieure, Schmiede, Werkzeugmacher und Schlosser, Eisenbahn- und Postbeamte, der eine oder andere Botaniker, Klavierlehrer, Geologen und Geometer ließen sich in Kakanj nieder und übernahmen mit unerwarteter Leichtigkeit Lebensrhythmus und Sitten der einheimischen Muslime. Die standen ihnen seltsamerweise näher als die Katholiken aus den umliegenden Bergen, sie waren städtischer, meist wohlhabend mit entsprechend breiter gefächerten kulturellen und gesellschaftlichen Interessen.

Wir wissen nicht, ob sich Olga auch in Kakanj einen Liebhaber zulegte. Mit zwei Kindern am Rockzipfel wohl eher nicht, außerdem war das gesellschaftliche Leben reger als in Usora und ließ keinen Raum für Intimität. Man veranstaltete Ausflüge in die umliegenden Berge und an die Bosna oder besuchte die Rejcer Verwandtschaft – ich benutze den Ausdruck, den wir mehr als ein halbes Jahrhundert verwendeten, um ihn nicht zu vergessen –, und die Rejcer Verwandtschaft kam nach Kakanj und Zenica, so oft, dass wir damals, Anfang der Dreißiger, zum letzten Mal der Illusion nachgingen, wir seien eine vielköpfige, weitverzweigte Familie, deren Zusammenhalt uns vor jedem Übel bewahrt.

Olga fand in Kakanj eine ihrer besten, wenn nicht die beste Freundin. Die Namen der Freundinnen in Dubrovnik und Sarajevo sind längst gründlich vergessen, schöne, junge Frauen, die wir in unseren Familienalben bewundern können, ohne mehr von ihnen zu wissen, als dass sie mit Nonna befreundet waren. Im Unterschied zu ihnen war Zehra eine einfache Frau, die weder lesen noch schreiben konnte.

In Wirklichkeit war sie alles andere als schlicht, aber wie soll man das glaubhaft vermitteln? Ihr Mann arbeitete wie die meisten Kakanjer im Bergwerk. Sie wohnten in einem äußerst bescheidenen Haus, das jedoch einen ganz und gar überraschenden Komfort aufwies: Statt des in Bergarbeiter- und Eisenbahnerhäusern üblichen gestampften Lehms hatte Zehra einen Dielenboden aus Tannenholz. Der war stets so sauber, dass man

davon essen konnte, und glänzte so gelb wie die Sonne. Als Zehra längst nicht mehr war, Kakanj lange zurücklag und meiner Nonna nur noch der Tod bevorstand, erzählte sie, Zehras Dielenboden sei das Reinlichste, Glänzendste gewesen, was sie ihr Lebtag gesehen habe. Hätte Gott meine Nonna nicht wie die meisten Stublers mit Atheismus geschlagen, ihr Paradies hätte einen Fußboden aus hellem, warmem Tannenholz gehabt.

Zehra glaubte an Gott. In ihrer Welt war die Frage, ob er existiert, undenkbar und sinnlos, weil ohne Gott nichts und niemand existiert. Was kann schon ohne Gott sein? Zehra fastete, betete und tat auch sonst alles, was man von einer sittenstrengen Muslimin erwartete. Nichts in ihrem Leben glich demjenigen, das Olga führte. Aber sie verstand offensichtlich alles, und falls meine Nonna je ihr Herz ausgeschüttet haben sollte, falls sie je erzählt hat, warum sie und Franjo Rejc geheiratet hatten, dann Zehra. Die Freundschaft der beiden währte ein Leben lang, sie waren einander tief verbunden, aber worüber sie redeten, bleibt ein Rätsel. Wir ahnen, was Zehra für Olga bedeutete und warum sie sich bis zuletzt wehmütig an deren schimmernden Dielenboden erinnerte, aber was Olga für Zehra war, warum sie der Städterin, die ihr in vieler Hinsicht fremd bleiben musste, ein Leben lang zugetan blieb, das vermögen wir uns nicht vorstellen. Haben sich die beiden über Gott unterhalten? Auf jeden Fall hat keiner sonst, davon bin ich überzeugt, so viel mit Gott über meine Nonna gesprochen wie Zehra.

Karlo Stubler bekam von der Familie aus Bosowitsch etwas mit, das jede Erinnerung überleben und sich auch dann noch weitervererben wird, wenn wir unsere deutsche Sprache längst vergessen haben: Migräne. An den heftigen, anfallartigen Kopfschmerzen, begleitet von gestörten Helligkeits- und Geschmacksempfindungen, sollte die Mehrzahl seiner Kinder und Kindeskinde leiden, und die Stubler'sche Migräne, allerdings weniger schlimm und mit den Jahren immer seltener, wurde auch mir mitgegeben.

Wenn Franjo arbeiten ging und Olga mit ihrer Migräne und

den Söhnen allein zurückblieb, zwei zeitweilig ungebärdigen Kindern, schloss sie sich im abgedunkelten Zimmer ein und ließ sie toben, Hauptsache, sie kamen nicht herein.

Und wenn sie das Geschirr zerschlagen, ich schimpfe nicht!

Das konnte Tage dauern. Sie stöhnte leise und ahnte zum Glück nicht, dass es einschließlich der Migränetage, -wochen und -monate die schönsten Jahre ihres Lebens waren.

Durch die Tür drang das Geschrei der Brüder.

Kacka-Kakanjer!, warf Mladen Dragan an den Kopf.

Du alter Pisspusorer ...

Da musste Nonna lachen und bekam noch stechendere Kopfschmerzen.

Ivo Baškarad und der ewige Mujo

Im Hause Stubler wurde Weihnachten und Ostern gefeiert, aber Opapa Karlo glaubte nicht an Gott. Er war areligiös wie andere Menschen unmusikalisch sind. Sein Verstand sagte ihm, dass es einen Gott geben müsste, und weder widerstrebte ihm der mal mehr, mal weniger tiefe Glaube seiner Angehörigen, noch hatte er etwas gegen Kirche und Priester. Tief in der Seele überzeugt von der Idee der Gleichheit und der Gerechtigkeit, war und blieb er Gewerkschafter, hatte in dieser Richtung viel gelesen, auch Marx und Engels waren ihm untergekommen, aber seine Gottlosigkeit hing nicht damit zusammen. Karlo Stubler sah Religion nicht als Opium für das Volk, sondern als müßiges Geplänkel, tröstliche Folklore und festliche Unterhaltung für die einfachen Leute, gegen die er nichts hatte. Karlo konnte sich nicht vorstellen, wie man an Gott glauben kann, wenn man weiß, wie Blitz und Donner entstehen, dass die Erde rund ist und sich um die Sonne dreht oder Ebbe und Flut mit der Anziehungskraft des Mondes zusammenhängen. Nur dank der westlichen Kultur, so erklärte er sich das Phänomen, taten Menschen, Völker und Nationen so, als glaubten sie an Gott. Es ärgerte ihn nicht, er hätte sich niemals über Kirche, Glauben und Aberglauben empört. Er nahm es einfach nicht ernst, und das ist vielleicht der Grund, warum Karlo Stubler niemals Kommunist wurde.

Noch nach dem Zweiten Weltkrieg, pensioniert und hoch betagt, hatte er wiederholt Absenzen. Während er Siesta hielt, unter dem dichten Blätterdach des Walnussbaums saß, Passanten auf der Kasindolska beobachtete, sich unterhielt oder aus Langeweile Nuschholzspäne schnitzte und daraus Pillendöschen bastelte, erstarrte er unvermittelt, wie abgeschaltet, und alle hielten die Luft an und warteten.

Zwei Züge haben sich ineinander verkeilt ...

Oder: Ein Güterzug stürzte in die Neretva ...

Oder: Ein Waggon ist aus den Schienen gesprungen ...

Wir mussten nur den Radioapparat einschalten, warten, bis dessen grünes Auge leuchtete, um die Einzelheiten des Unglücks zu erfahren. Urgroßvater irrte nie. In dreißig Jahren Bosnien seit der Ausweisung aus Dubrovnik verstummte Karlo fünf, sechs Mal, klinkte sich aus, es wirkte wie ein leichter epileptischer Anfall, und jedes Mal kehrte er mit einer Schreckensmeldung zurück, die jedes Mal, wirklich jedes Mal von den Nachrichten bestätigt wurde. Karlo Stubler sah Zugunglücke, die sich Hunderte von Kilometern entfernt ereigneten.

Es war ihm jedes Mal peinlich, denn er glaubte nicht an Hellscherei.

Zigeunerinnen lasen für kleines Geld aus der Hand, Frauen prophezeiten sich wechselseitig ihr Schicksal aus dem Satz der morgendlichen Tasse Kaffee, alte Omas warfen bei Kriegsausbruch und -ende Bohnen auf grob gehobelte Tischplatten und wollten wissen, ob vermisste Brüder oder Söhne zurückkehren würden, und eine Russin, Gerüchten zufolge ehemals Gesellschafterin am Hof der Romanows – die eine Hälfte der Ilidžer nahm an, Hofdame sei ein höfliches Synonym für Mätresse, während die gebildete, kulturbeflissene Hälfte, die verächtlich auf die Banausen der ersten Hälfte herabschaute, sie für Gräfinnen hielt –, legte den heldenhaften Ilidžern die Karten, eine Art Skatblatt oder Romméspiel, nur waren statt der Buben und Könige Gehängte, Hofnarren und der Tod mit einer rostigen Sense abgebildet. Jedem, der seinen Mut zusammennahm und sie bezahlte, weissagte Ludmila unfehlbar, wann und an welcher Krankheit er sterben würde. Kurz nach dem Krieg, so wurde erzählt, habe sie ein gewisser Ivo Baškarad recht ordentlich entlohnt, damit er ihr eins verrate: Wo es ihm beschieden sei zu sterben? In Ilidža, weissagte die Russin. In Ilidža also? Ja, in Ilidža.

Noch am selben Tag packte Ivo Baškarad das Nötigste, sagte

der Familie Adieu und zog nach Sarajevo, um nie wieder einen Fuß nach Ilidža zu setzen. Daraus entstand offenbar der Witz: Fragt Mujo eine Hellscherin, wo er sterben wird, und die will wissen, warum er das wissen will, und Mujo antwortet: Damit ich da nicht hingehe. Der Witz wurde so oft wiederholt, dass er einem zum Hals heraushing, vielleicht war er schon schal, als man den lebendigen Ivo durch die Witzfigur Mujo ersetzte.

Keiner weiß, wann und woran Ivo Baškarad starb, es ist nicht einmal bekannt, ob er starb; am Leben kann er nicht mehr sein, denn dann wäre er über 130 Jahre alt.

Wurde solches Zeug erzählt, schmunzelte Karlo Stubler gutmütig und ging gelassen darüber hinweg, glaubte weder der Zigeunerin noch Ludmila noch dem Kaffeesatz, und wir führten seine Unerschütterlichkeit auf Opapas Deutschtum zurück. Die Deutschen sind ja bekanntlich rationale Leute, die ohne stichhaltige Beweise nicht einmal sich selbst glauben und sich nicht mit müßigen Fragen abgeben, nur mit Tatsachen. Gewiss, wir stammen von ihm ab und sind also auch Deutsche, aber uns hat es erwischt, wir haben uns mit Bosnien angesteckt und sind behaftet mit Bosnischem und glauben den anderen alles. Deutsch sind wir nur, wenn man uns unter die Nase reibt, dass wir nicht wie die anderen sind.

Wie brachte Karlo Stubler nun seine Gottlosigkeit und strikte Ablehnung jeder Form von Aberglauben mit seinen Absenzen zusammen, in denen er Zuganglücke sah, und zwar genau in dem Augenblick, in dem sie sich ereigneten?

Kam es vom niedrigen Blutdruck? Knabberte er immer noch daran, dass man ihn vor langer Zeit geschasst hatte, wo ihm sein Beruf doch alles bedeutete? Sah er deshalb bis ans Lebensende Zuganglücke, so wie sie der Zugabfertiger sehen sollte, dessen Unaufmerksamkeit das Unglück verursachte? Er erwog die eine wie die andere Option. Wir sagten, ja, das könne schon am Blutdruck liegen, wir nickten, ja, er sei und bleibe Eisenbahner, auch wenn er inzwischen über achtzig war, woraufhin sich Opapa langsam beruhigte und es wie wir alle, ob geboren oder

ungeboren, auf eine geringfügige, ja unbedeutende physiologische Störung zurückführte.

Über das, was Karlo Stubler am meisten beunruhigte, redeten wir nicht: Die Züge waren wirklich ineinander gekracht, und zwar genau in dem Moment und genau so, wie er es in dem Moment gesehen hatte, als ihm wegen des niedrigen Blutdrucks schwarz vor Augen wurde.

Opapa Karlo war hellsehtig. Aber seine Hellseherei bezog sich ausschließlich auf die Eisenbahn. Unsere Zukunft konnte er nicht weissagen, ebenso wenig, was aus seinen Töchtern und den Söhnen und Töchtern seiner Töchter würde. Schon gar nicht sah er den nicht so fernen Tag, an dem es in Sarajevo und Bosnien keinen Stubler und Stubler-Nachfahren mehr gab, weil sich die letzten Zweige seines Stamms in alle Winde zerstreuten und, unter anderen Nachnamen versteckt, in fremden Schicksalen und Identitäten aufgingen.

Er sah auch das Schicksal seiner Verwandten im Banat nicht, weder das seines Bruders noch das der ganzen sang- und klanglos untergegangenen Welt, aus der die Stublers gekommen waren und über die nicht geredet wurde. Das Schweigen war ihr Grab. Noch bevor sie verschwanden, träumte und sah er sie nicht mehr. Und war felsenfest überzeugt, dass man nicht sieht, was es nicht gibt, und niemandem Herkunft und Zukunft ansieht.

Dabei standen ihm Zugunglücke klarer und präziser vor Augen als Ludmila, der Russin, Ivo Baškarads Tod. Karlo Stubler hätte in seinem langen Leben vieles sein können, aber er war vor allem Eisenbahner. Gleise, Lokomotiven, Waggonen und Fahrpläne berührten ihn tiefer als Karla, Rudi, Regina und Olga, tiefer als seine gottesfürchtige Frau, unsere Urgroßmutter, über deren lebenslänglichen Herzfehler wir gleich berichten. Karlo Stublers Lebensweg – und damit auch unserer, die wir uns hinter ihm aufreihen – scheint von seinem ewigen Deutschtum und der vermeintlichen Vorläufigkeit des Wohnorts geprägt gewesen zu sein, aber es gab etwas, das war größer und dauerhafter.

Die längste Zeit seines Lebens hatte er keine Anstellung, wurde erst von der Gewerkschaft und dann von seinen Kindern unterstützt, dennoch: Mehr als alles andere prägte ihn das Eisenbahnerwesen. Väter schrecken nachts aus dem Schlaf hoch. Schauen nach, ob Söhne und Töchter noch atmen. Zugabfertiger träumen bis zum Tod von Zügen, die durch ihren Fehler zur gleichen Zeit auf demselben Gleis aufeinander zurasen. Gut, Karlo war Bahnhofsvorsteher, trotzdem.

Wir sagten es schon: Überheblichkeit bestraft Gott mit Atheismus. Karlo Stubler hat er mit Hellschere geschlagen und gab ihm so zu verstehen, dass er eben doch existiert. Witzig, nicht? Und dass ihm piepegal ist, wie man ihn nennt. Jahwe oder niedriger Blutdruck, darauf kommt es nicht an.

Gemäß den Gepflogenheiten seiner Zeit, im Einklang mit seiner gesellschaftlichen Stellung und Herkunft trug Karlo Stubler einen Vollbart. Alle paar Jahre rasierte er ihn ab, ließ aber den Schnurrbart stehen. Auf den Bildern, die ihn nur mit Schnauzer zeigen, sieht er am ehesten wie ein Deutscher, aber am wenigsten wie er selbst aus. Der echte Opapa trug Vollbart. Das war ihm vermutlich selbst klar, er rasierte sich immer nur einmal Kinn und Wangen, dann ließ er die Haare wieder wachsen, und alles war in Ordnung. In unserer Erinnerung, auf Fotografien, in den Familienmythen oder den Anekdoten der Nachbarn aus der Kasindolska – Karlo Stubler trägt Vollbart, bis er vergessen sein wird. Aber keiner seiner Nachkommen ...

Dann, Anfang der Fünfziger, als wir noch sehr arm und die Regale in den Geschäften leer waren, als wir uns mit Kernseife aus Talg und Aschenlauge wuschen, bekam Karlo Stubler einen ekligen Ausschlag im Gesicht. Er ging zum Doktor, der ihm eröffnete, einzig das Ausreißen sämtlicher Haare an Wangen und Kinn könne Abhilfe schaffen.

Über Tage und Wochen stand mein Urgroßvater jeden Morgen mit der Pinzette vor dem Spiegel und zupfte den Bart aus. Das tat so weh, dass er heulte. Er weinte nie, das war nicht seine Art, nur beim Ausreißen der kräftigen Barthaare aus der zarten

Gesichtshaut liefen ihm Tränen über die Wangen. Nicht Opapa, nur seine Augen weinten.

Sobald die anderen aus den Federn krochen, beendete er die Prozedur für diesen Tag, und ihm schien, als stünden sie jeden Tag ein bisschen später auf. Arbeitsscheu waren die jungen Leute! Rühren keinen Finger und schlafen bis in die Puppen! Kam ihm je der Gedanke, dass uns seine Schmerzensschreie weckten? Hat ein Haar, eins von Tausenden, Karlo Stublers Gottlosigkeit erschüttert, oder war Gott so ungnädig, sich ihm in keinem einzigen zu zeigen?

Omama Johannas Herzfehler

Nach der vierten Niederkunft wurde bei Urgroßmutter ein schlimmer Herzfehler diagnostiziert. Die Ärzte in Dubrovnik und später in Sarajevo gaben die junge Frau unisono auf. Ein Wunder, dass sie noch lebe! Jede ihrer Geburten ein medizinisch unerklärbarer *casus*: Als gläubiger Katholik haben Sie sicher eine Erklärung dafür, sagte ein Doktor zu Karlo Stubler. Der kämpfte mit kosmischen Spannungen in der Brust und sollte nun auch noch so tun, als sei er gläubig und der *casus* sonnenklar.

Johanna Skedel, verheiratete Stubler, ist in Lokve bei Škofja Loka geboren. Das ist unsere einzige verlässliche Information über ihre Herkunft. Vielleicht hieß sie nicht Johanna Skedel, sondern Ivana Škedelj. Beide Schreibweisen, beide Identitäten wechseln sich recht monoton in ihren Ausweispapieren und den Dokumenten ab. Unter dem einen wurde sie eingeschult, unter dem anderen hat sie geheiratet, im Personalausweis heißt sie so, im Reisepass so. Als Johanna war sie Deutsche, als Ivana Slowenin und später Kroatin. Alles hatte seine Logik, die uns heute absurd anmutet, aber in Urgroßmutterns Kindheit und Jugend konnte man einer solchen Logik folgen. Nicht alle lebten danach, manche waren bereit, für deren Beseitigung zu sterben, die zettelten für den in der Geburtsurkunde eingetragenen Namen Aufstände an und landeten im Knast für das Recht, sich so und so zu nennen. Omama war es gleichviel, und da es ihr gleichviel war, war es gemäß Zeitgeist und Benimmregeln im Hause Stubler uns allen gleichviel. 1910, als die Südslawen mit dem Gemauschel um die Staatsgründung anfangen, bereit, sich gegen unseren guten alten Kaiser und König zu erheben, ebenso wie 1918, als sie sich verblüffenderweise tatsächlich in einem Staat zusammenschlossen, oder 1920, als Ur-

großvater aus Dubrovnik geschasst wurde, oder 1933 oder 1941 oder 1945. Urgroßmutter hieß mal Ivana Škedelj, mal Johanna Skedel, und wir fragten nicht, ob sie sich als Slowenin oder Deutsche fühle.

Urgroßmutter hatte zwei Schwestern. Die älteste heiratete nach Wien, die mittlere nach Loznica in Serbien. Johanna war die jüngste und zog mit den Eltern nach Slavonski Brod, wo der Tischler Martin Skedel bei der Eisenbahn Arbeit gefunden hatte. Auf der anderen Seite der Save, in Bosanski Brod, arbeitete Karlo Stubler. So lernten sie sich kennen und lieben und heirateten in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts. Martin Skedel, Johannas Vater, wurde nicht alt, Mutter Josefina, geborene Patat, wohnte nach seinem Tod bei Tochter und Schwiegersohn, zog mit ihnen von Bahnhof zu Bahnhof, immer entlang des bosnischen Streckennetzes, und lernte so das düstere, ferne Land kennen, das ihr so exotisch vorgekommen sein dürfte wie mir heute Bangladesch.

Josefina Patat, verheiratete Skedel, meine Ururgroßmutter, die Mutter meiner Urgroßmutter Johanna Skedel, verheiratete Stubler, und Großmutter meiner Großmutter Olga Stubler, verheiratete Rejc, kam in Udine zur Welt und war waschechte Italienerin.

Das hätten wir also auch geklärt: Omama war mütterlicherseits Italienerin; ob sie väterlicherseits Slowenin oder Deutsche war, lässt sich nicht mehr ermitteln, würde auch nichts an der Geschichte der Stublers ändern, der langen Historie ihres Verschwindens, und mir ist es herzlich egal, ob in meinen Adern ein paar Tropfen mehr deutsches oder slowenisches Blut fließen; für das Jahrhundert der Stublers wichtig ist nur die nationale Ambivalenz der Urgroßmutter oder vielmehr ihre nationale Gleichgültigkeit.

Gemäß Geist und Logik der Sprache – was bei Nachnamen gewaltig in die Irre führen kann – hieß Urgroßmutter eher Ivana Škedelj als Johanna Skedel, denn Skedel ist die germanisierte Form von Škedelj. Allerdings trugen viele Deutsche oder

Österreicher slowenische und viele Slowenen deutsche Nachnamen.

Eine Klärung bahnte sich 1920 in Doboj an, eine Klärung, die rasch in eine Vervielfachung der Zweifel umschlagen konnte: Olga, die jüngste Tochter stellte ihren Eltern den jungen, flotten Eisenbahner Franjo vor, ihren künftigen Schwiegersohn, nach Herkunft und kultureller Zugehörigkeit ein Slowene. Er hatte schon gehört, dass die künftige Schwiegermutter aus Škofja Loka stammte, und wollte sich beliebt machen, indem er sie auf Slowenisch anredete.

Seitdem wissen wir, dass Omama kein Slowenisch verstand.

Sie sprach Deutsch, ihr Serbokroatisch war von der gedehnten, altertümelnden mittelbosnischen Betonung und Sprachmelodie gefärbt, sie beherrschte etwas Italienisch, aber kein Slowenisch. Kein Wort. Sie spielte uns nichts vor, wozu auch, sie konnte es wirklich nicht. Zu jener Zeit hieß das nun keineswegs, dass sie keine Slowenin war. Vielleicht hatte sich Tischler Martin Škedelj gedacht, die Tochter hätte ein besseres Leben, wenn sie zu Hause Deutsch sprachen, wenn sie Deutsche wäre. Das 19. Jahrhundert war eine Zeit, in der man es sich aussuchen konnte, welche Nationalität einem behagte und in welcher Sprache man zu Gott betete. Damals, als die Kuferaschen nach Bosnien kamen, standen einem alle Glaubensrichtungen offen, leider ließen wir die Gelegenheit ungenutzt verstreichen, blieben katholisch und verloren vielleicht deswegen unseren Glauben. Gott ließ uns fallen, weil wir ihn anödeten.

Im Unterschied zu Urgroßvater war Urgroßmutter religiös, ging sonntags in die Kirche, betete vorm Schlafengehen und lebte nach dem Katechismus. Sie gehörte indes nicht zu den bigotten Weibern, die darauf drängen, dass die Enkel die Sakramente empfangen und Religionsunterricht beim Pfarrer kriegen. Sie missionierte nicht in der Familie, der Glaube war ihr wahrscheinlich einziger Halt, seit die Ärzte erst in Dubrovnik und dann in Sarajevo behaupteten, ihr Herz sei unter allen ihnen bekannten schlagenden Herzen das schwächste über-

haupt und würde demnächst stehen bleiben. Urgroßmutter spürte nichts von ihrer Krankheit, so sehr sie sich ihrer bewusst war. Erkrankungen des Herzens sind oft blanke Metaphysik, haben mit anderen Krankheiten nichts zu tun, man bekämpft sie entweder oder findet sich mit ihnen ab und tröstet sich mit einer anderen Metaphysik. Zu jener Zeit war der Glaube Nitroglyzerin für schwache Herzmuskel.

Karlos Umzug nach Doboј wurde wie ein Wunder erwartet.

Bis zum allerletzten Augenblick, ja, noch während der Zugfahrt von Alipašin Most in Sarajevo über Kakanj, Zenica und so weiter bis Doboј, beladen mit Bettwäsche, Geschirr und ein paar Möbeln, die wir aus Dubrovnik mitgebracht hatten, hofften wir, während ein Bahnhof nach dem anderen am Fenster vorüberglitt, dass sich das Ganze nicht als derber Scherz entpuppte, den sich jemand mit Opapa Karlo und uns erlaubte. Wir hofften inständig, dass keiner im letzten Moment in Karlos Akte schaute, die *Charaktermerkmale* las und Zeter und Mordio schrie.

Damals konnten wir, die dank Freifahrschein für Eisenbahnerfamilien erster Klasse reisten, nicht ahnen, wie schicksalhaft der Umzug war, dass er die Voraussetzungen für unsere Existenz schuf: Wäre Karlo Stubler nicht von Dubrovnik nach Bosnien zurückgeschickt worden, hätte sich nicht zwei Jahre später das Wunder seiner Versetzung nach Doboј ereignet, hätte Franjo Rejc nicht dort seine erste Stelle bei der Eisenbahn angetreten, dann hätte er Olga nicht getroffen, so aber hat er ihr gefallen, war wohl auch nicht der Schlappschwanz, als den sie ihn zwanzig Jahre später ihren Freundinnen schilderte, und ich kam meiner Geburt ein gutes Stück näher.

Urgroßmutter sah darin Gottes Wille. Wenn das stimmt, hat Er Sinn für Humor.

Als er wieder Geld verdiente, beschloss Karlo Stubler, Johanna solle sich auskurieren oder wenigstens länger zu leben haben. Das Paar wohnte bei seinen Kindern, Karlo verstetigte damit den vorübergehenden Abschied von Bosowitsch in alle

Ewigkeit, baute kein eigenes Haus, vermutlich, weil ein großer Teil seines Lohns für Johannas Bädertouren draufging. Immerhin blieb ihm, nachdem er Rudi ein Taschengeld nach Graz oder Wien und Johanna in einen deutschen Kurort geschickt hatte, genug für ein normales bürgerliches Leben übrig. (Damals standen wir uns, was Entgelt und persönliche Bezüge betrifft, recht gut: Lokführer, Bahnhofsvorsteher und Zugabfertiger wurden ungefähr so bezahlt wie heutzutage Piloten und Fluglotsen.)

Zweimal jährlich, im Frühjahr und im Herbst, verabschiedeten wir die Urgroßmutter zur Kur in Deutschland und wussten nie, ob sie wiederkam. Wir standen winkend am Bahnsteig, trugen sie mit dem letzten Blick, dem ihr Taschentuch samt offenem Zugfenster entchwand, zu Grabe und feierten jede Rückkehr wie ein kleines Wunder. Sie erstand nach jeder Kur gleichsam von den Toten auf. Deutschland hat viele Kurorte, wenn sie jeden einmal besucht hatte, musste ihr Herz gesund und stark sein wie bei den Brüdern Grimm und dem Riesen Rübezahl.

Johanna Stubler fuhr bald zwei Jahrzehnte lang zur Kur. Wie es ihr in Deutschland erging, wen sie dort kennenlernte, ob sie Freunde hatte, ob ihr an den Deutschen etwas auffiel, ob sie Veränderungen bemerkte, die nichts Gutes verhießen, wie sie das Land im Herbst und Frühjahr 1931, 1932 und 1933 erlebte, ob sich die Stimmung merklich wandelte, was Herzkrankte und Rheumatiker über Hitler und Hindenburg redeten, über all das wissen wir nichts. Entweder hat es uns nicht interessiert, sodass wir Urgroßmutter keine Fragen stellten, oder sie hatte keine Lust, darüber zu reden.

Wahrscheinlich tendieren Neubürger ganz allgemein dazu, die Augen vor dem Unglück ihrer Zeit zu verschließen. Die Stublers jedenfalls, wie die Juden Fremde auf Zeit oder für immer, verschwiegen sich schlechte Nachrichten.

Außerdem waren die guten Nachrichten so gut, dass für die schlechten kein Raum blieb. Als Hitler Reichskanzler wurde, hatte Urgroßmutter alle medizinischen Prognosen überlebt,

und wir schrieben es den deutschen Kurorten zu. Ihr Herz war nach wie vor schwach, schlug ganz leise, ein kaum hörbares Flüstern tief im dunklen Brustraum. Johanna Stubler erwachte jeden Morgen mit der Gewissheit, den Abend nicht mehr zu erleben. Darum beglich sie jede Rechnung sofort, blieb ihren Nächsten nichts schuldig, fing mit keinem Streit an, erwartete den Tod wie einen lang angekündigten, gern gesehenen Gast.

Darüber könnte ich einen ganzen Roman schreiben, wenn mal Ruhe einkehrte und ich mein Leben so befrieden könnte, wie es ihr gelang. Einen Roman über Kuren im Deutschland der zwanziger und dreißiger Jahre, Abschiede am Bahnhof in Alipašin Most und den Tod, der müßig durchs Haus der Stublers streicht und Omama die Angst nimmt. Obwohl sie mit Gott nicht über den Tod sprach, nur mit deutschen Ärzten.

Wenn sie nicht kurte, las sie Bücher auf Deutsch und Kroatisch: Schmachtfetzen, Abenteuergeschichten und leichte Sachen, aber auch anspruchsvolle Literatur, sie hörte Radio oder unterhielt sich leise mit den Kindern. Weder kochte oder putzte sie, noch empfing sie Gäste. Omama trug nichts, was schwerer als ein Kaffeelöffel gewesen wäre. Wäre zu schwer gewesen für ihr Herz.

Sie war eine gute, heitere Frau, die andere nicht mit ihren Problemen behelligte und gern und viel lachte. Beim Lachen legte sie eine Hand aufs Herz. So wäre sie wohl gern gestorben: Lachend. Wir gönnten ihr alles, nur das Lachen nicht. Sollten wir sie etwa zum Lachen bringen, um sie umzubringen? Das wäre doch zu ungeheuerlich gewesen, wenn wir Kinder, Enkel, Urenkel und Ururenkel Johanna Stubler zum Lachen gebracht und dem alten Karlo Geld gespart hätten, von dem er ein eigenes Haus hätte bauen und uns verwurzeln können.

Im Alter fing sie dann doch an zu zittern. Vermutlich eine Art Parkinson. Aber dann lachte sie wieder.

Omama überlebte Opapa und starb kurz vor ihrem neunzigsten Geburtstag. Friedlich, ohne lange Krankheit, halt die typische Herzpatientin.

Ein paar Jahre vorher fragte sie ihre erwachsene Enkelin, die gerade dem Bund der Kommunisten Jugoslawiens beigetreten war, ziemlich resigniert: Bekreuzigst du dich überhaupt noch, mein Kind?

Iss, sonst versohl ich dir den Hintern

Sonntagsessen im Hause Stubler. Rinderbrühe, Suppenfleisch mit Bratkartoffeln und Meerrettich, zum Abschluss Buchteln. So ein Mahl ist Kindern ein Graus: Wir müssen erwachsen werden, ein gewisses Alter erreichen, bevor uns die schwere deutsche Brühe mit selbstgemachten Fadennudeln und großen Fettäugen im Meer familiärer Harmonie und Ruhe schmeckt, und nach der Suppe kommt auch noch das Suppenfleisch auf den Tisch, voller Sehnen und Knorpel und nicht entbeint. Opapa und Nano zuzelten geräuschvoll das Mark aus dem Knochen, hielten es für das Beste am ganzen Essen und wollten jeden Sonntag Rinderbrühe haben. Für uns Kinder war es der blanke Horror, denn wir mussten den Teller leer essen, durften Knorpel, Sehnen, Häutchen, faseriges Fleisch, Glibber, eitergelbe Fettklumpen und was einem sonst noch aufgetan wurde, nicht liegen lassen. Aber wonach sich Erwachsene die Lippen lecken, quält kleine Menschen mit unkontrollierbaren Fantasieschüben. Und dann blökte einer der Erwachsenen: Stocher nicht auf dem Teller herum, sonst versohl ich dir den Hintern!

Opapa sagte nie so etwas Gemeines. Gutmütig saß er am Kopfbende und staunte über die Unveränderlichkeit der Welt: Zu allen Zeiten schieben die Kinder Sehnen und andere Stücke an den Tellerrand und werden von Erwachsenen zum Aufessen gezwungen.

Wer nicht aufaß, kriegte keine Buchteln.

Die kamen im Hause Stubler häufig auf den Tisch, es war der übliche Nachtisch. Zu Ostern und Weihnachten, Geburts- und Namenstagen, Hochzeiten und anderen Festen buk man Torten, die nicht immer gelangen, weil sie so selten gemacht wurden, davon redete man noch lange nachher: An Torten erinnerte man sich, sie waren fest mit einem bestimmten Ereignis verbun-

den, Anekdoten aus dem Leben längst verstorbener Tanten, Muhmen und Urgroßmütter, die ganz woanders als wir gewohnt hatten, von Oheimen und Onkeln, die auf weit entfernten europäischen Schlachtfeldern verblutet waren; fast schien es, als würden Torten nur deshalb zu feierlichen Anlässen aufgetragen, damit die Erwachsenen etwas noch einmal ganz von vorn erzählen konnten, was schon unzählige Male erzählt worden war.

Buchteln haben kein Anekdotenpotenzial. Sie wurden jeden Sonntagmorgen gebacken, unsere Geschichte steckte darin und verschwand im Rachen. Die Geschichte der Stublers ist gegessen. Denke ich an sie, ist mein Kopf leer.

Eine Welt ohne Buchteln am Sonntag ist unvorstellbar.

Aber in Wirklichkeit bin ich einigermaßen fassungslos, weil meine Nonna von der Zeit meiner Geburt bis zum jungen Erwachsenenalter insgesamt nur zwei, drei Mal in einem Anfall von Stubler-Nostalgie Buchteln gebacken hat. Das ist genauso bizarr, wie dass ich kein Deutsch kann, obwohl im Hause Stubler bis in die sozialistischen fünfziger Jahre hinein Deutsch gesprochen wurde, nur auf Deutsch kann man so etwas Widerwärtiges sagen wie: Iss, sonst versohl ich dir den Hintern!

Bei den Stublers kochte Karlos mittlere Tochter, Regina, Tante Rika, die sanftmütigste der drei Stubler-Schwestern. Gottesfürchtig befolgte sie sämtliche überlieferten Lebensregeln und war eine gute Christin. Von Natur aus arglos und friedfertig, entwickelte sie nur in diesem einen Punkt einen gewissen Fundamentalismus: Der Teller wurde leer gegessen! Selbst wenn sich ein Kind so ekelte, dass es der Erpressung widerstand und lieber auf den Nachtschisch verzichtete – wer nicht aufisst, kriegt keine Buchteln! –, bekam es von Tante Rika kaltherzig zu hören: Keiner zwingt dich zu Buchteln, aber in diesem Hause wird der Teller leer gegessen!

Daran war nicht zu rütteln. Die Formel in diesem Hause duldete keinen Widerspruch, was von ihr begleitet wurde, war Gesetz, hinter dem eine höhere Autorität stand. Man konnte

jedem widersprechen, Mutter, Vater, Tante, Onkel, nicht jedoch Opapa Karlo. Er schrie und drohte nicht, befahl nichts, und nur einmal rutschte ihm die Hand aus, was ein halbes Jahrhundert lang als Beweis herhalten musste, wie wütend Opapa damals gewesen war und wie ungeheuerlich das Vergehen, für das er dem Sünder im Affekt eine scheuerte. Nichts wies darauf hin, dass er hinter der keinen Widerspruch duldenden Regel stand, derzufolge nur Knochen auf dem Teller liegen bleiben durften. Trotzdem: Wer nicht aufaß, versündigte sich an Karlo Stubler und seinem Haus. Auch wenn es nicht ihm, sondern Tante Rika und Onkel Vilko gehörte.

Nach dem Mittagessen mussten Kinder Mittagsschlaf halten, wurden in den ersten Stock gebracht und auf die Betten verteilt. Die im Haus lebenden Kinder waren an die Regel gewöhnt, aber die, die nur zu Gast waren, empfanden den Mittagsschlaf als besonders fiese Erniedrigung.

Die Erwachsenen schwatzten unterdessen im Erdgeschoss. Die Frauen machten sich in der Küche zu schaffen, erledigten den Abwasch, notierten sich auf Schmierpapier Kuchenrezepte, die sie zu Hause in Schulhefte voller Fettflecke übertrugen. Die Männer redeten am Esstisch weiter über Politik, während sich Brotkrümel an ihre Ellbogen und Pulloverbündchen hefteten.

Opapa war ein neugieriger Mensch, der viel wusste und zu vielem eine Meinung hatte, aber nicht um jeden Preis das große Wort schwingen musste. Im September 1939 war herrliches Wetter, Altweibersommer bis Anfang November, der Garten vor dem Haus in Ilidža voller Düfte, Farben und Töne. Die Vögel zankten sich hoch oben in der Trauerweide, die Urgroßvater beim Einzug angepflanzt hatte und die bis zur Jahrtausendwende, als es uns schon fast nicht mehr gab, zu einem Baumriesen mit gewaltiger Krone und struppigem Geäst heranwuchs und von ferne wie ein grüner Rastafari ausschaute. Im Hasenstall trommelten die Hasen mit ihren Pfoten auf den Boden, die Hennen streckten Flügel und Beine und rannten dem kleinen, hyperaktiven Hahn davon, und ringsum brauste,

raschelte und knarzte es. Alles gedieh prächtig und reifte, ein üppiges, ertragreiches Jahr, und allen war zum Heulen zumute, weil sie annahmen, dass sie sich von einem Leben, das glücklich hätte sein können, verabschieden mussten.

Der Idiot wird den Krieg letztlich verlieren! Die Frage ist nur, wie lang es dauert und wo wir dabei bleiben.

So sprach Karlo Stubler, während die Wehrmacht Polen eroberte, das bald darauf von der Landkarte verschwand, aufgeteilt zwischen Deutschland und der Sowjetunion, was bei leichtgläubigen Menschen die Hoffnung weckte, Hitler würde es damit gut sein lassen. Sie waren bereit, die vormalige Existenz des polnischen Staates zu vergessen, wenn nur dieser Altweibersommer nie aufhörte und wir Jugoslawen aus drei gleichgeborenen Stämmen weiterhin in Frieden und Harmonie lebten. Im Hause Stubler wusste man nur zu gut, dass Hitler es nicht gut sein lassen konnte und wollte.

Der Idiot wird den Krieg letztlich verlieren! Das werden wir zitieren, wenn alles vorbei ist und es Opapa und uns nicht mehr gibt, und werden dabei Idiot mit seinem deutschen Akzent aussprechen, was wir sonst niemals tun.

Im Frühjahr 1945, als Hitler den Krieg endlich verloren hatte, holten drei Partisanen Karlo Stubler ab und eskortierten ihn zum Bahnhof, wo Viehwaggon mit unbekanntem Zielbahnhof und Fahrplan bereitstanden. Opapa war ihnen als Deutscher bekannt, die Partisanen hatten ihre Listen, aber warum haben sie keinen der anderen abgeführt, das Haus war doch voller Stublers? War ihnen unser deutsches Blut und die deutsche Schuld in unseren Adern schon zu verwässert, galten wir deshalb als Kroaten, die mit unseren Nationen und Nationalitäten in Brüderlichkeit und Einheit leben konnten? Opapa Karlo sollte unsere Sünden auf sich nehmen, deportiert werden, im Lager sterben, und wir sollten nie davon erfahren, sowenig wie Tante Doležal erfuhr, was aus ihrem Mann im norwegischen Arbeitslager geworden war, in das ihn die Deutschen zur Um-erziehung gesteckt hatten. Er sollte uns, den Kroaten, bitter wie

Bittermandeln auf der Seele liegen, unser deutscher Urgroßvater.

Doch es kam anders. Die Ustascha-Soldateska hat Opapa gewissermaßen das Leben gerettet, weil sie sich vier Jahre lang spätnachts, vor allem freitags und samstags, besoff und gewohnheitsmäßig grölend aus Heimatliebe, Jux und Dollerei Serben aus ihren Häusern zerrte und abschlachtete. Karlo Stubler holte, sobald er hörte, dass wieder einmal Schwarzlegionäre auf der Kasindolska anrückten – die veranstalteten einen Lärm wie beim Jahrmarktsumzug einschließlich Salutschüssen –, alle serbischen Nachbarn in sein Haus, die Frauen trugen die schlafenden Kinder auf dem Arm, und Karlo verteilte sie wie uns nach dem Sonntagessen auf die Betten.

Als die Partisanen den alten Stubler abführten, gingen unsere orthodoxen Nachbarn auf die Barrikaden. Männer wie Frauen rannten zum Bahnhof, die Männer halb rasiert, an der Wange noch Seifenschaum, die Frauen mit den wachen Kinder an der Hand, allesamt quasi aus dem Bett gefallen, damit die Partisanen Karlo Stubler in Ruhe ließen – wer sonst in der Kasindolska würde sie retten, falls die Ustascha eines Tages zurückkäme? Das haben sie so natürlich nicht gesagt, aber uns hat sich der Eindruck aufgedrängt. Vielleicht hätte ich die Rettungsaktionen meines Urgroßvaters, des Banatschwaben Karlo Stubler, längst vergessen, wäre mir nicht so präsent gewesen, was er den Schwarzen von der Schwelle aus zurief: *Ne moschete utchi! Owo je njematschka kutcha!* – Hier kommt ihr nicht rein! Das ist ein deutsches Haus!

Ich würde das wahnsinnig gern selbst einmal bei passender Gelegenheit anbringen. Oder vielmehr: Ich wünschte, ich hätte den Mut, der dazu gehört.

Oft habe ich mich gefragt, warum Karlo Stubler den Briefwechsel mit den Bosowitscher Verwandten nach dem Krieg nicht fortführte, sich nur halbherzig nach dem Schicksal seines Bruders erkundigte, Rudis Suche nach unserer Cousine Regina Dragnev ohne Interesse, beinah stumpf, verfolgte und uns ge-

genüber kein Wort über all das verlor. Nach 1945 verkroch er sich wie die Schnecke in ihr Haus ins Schweigen. Warum? An manchen Tagen, ganze Wochen, jahrelang denke ich, er hat vor der neuen Zeit, dem jugoslawischen Staat und der Rechthaberei der Sieger kapituliert. Aber vielleicht ist das Quatsch, vielleicht können wir uns mit unserem Scheitern nicht ewig als Opfer in der Wahrheit einnisten.

Vielleicht wollte Karlo Stubler nur nicht riskieren, in die Niederlage und Verbrechen seiner Verwandten hineingezogen zu werden. Er hatte für den Idioten kein Verständnis gehabt, die anderen eventuell schon. Eventuell auch nicht, aber sein Leben neigte sich dem Ende zu, die Zeit lief ihm davon. Deutscher blieb er bis zum Schluss, aber nach 1945 teilte er sein Deutschtum nicht mehr mit uns.

Rudolf Stubler, unser Nano, besorgte den Totenschein für den Vater, musste die Nationalität des Verstorbenen eintragen und bekam es mit der Angst zu tun.

Kroate, schrieb er.

Der lange Brief des Michail Fleginski

Ob ihn Gewissensbisse plagten oder einfach aus Langeweile, wahrscheinlich hat er es selbst nicht genau gewusst, jedenfalls schrieb sich Rudolf Stubler nach der – von seinem Vater erzwungenen – Rückkehr aus Wien in Zagreb als Externer für Maschinenbau ein. Er fuhr mit dem Zug zu Prüfungen und Vorlesungen, was den Alten nichts kostete, weil wir damals als Angehörige eines Eisenbahners umsonst Zug fahren konnten. Nach zwei, drei Tagen oder einer Woche kehrte Rudi nach Hause zurück und nährte so die Illusion, er studiere noch. Dann spielte er wieder in den Lichtspielhäusern Sarajevos Geige und verdiente das Geld für die nächste Reise. Oder die nächste Sause in Zagreb.

Das ging ein oder zwei Jahre so, dann stellte er die Fahrten nach Zagreb ein und erwähnte das Studium nicht mehr, ohne dass es aufgefallen wäre. Höchstens Opapa, ihm lag schließlich am meisten an Rudis Ausbildung, aber uns ist es entgangen. So erloschen in aller Stille die letzten akademischen Ambitionen Rudolf Stublers.

Die Ausflüge nach Zagreb wären, so wie alles andere, längst vergessen, gäbe es nicht ein paar Fotos. Nano im Kino Tuškanac, im Spätherbst oder Winter, während es schneit. Auf der Ilica kurz vor dem Jelačić-Platz, in die Kamera lachend. Im Park unterhalb des Kaptols mit einer Unbekannten, hinter ihnen sieht man den Turm der Stadtmauer.

Michail Fleginski ist nicht auf diesen Bildern, dennoch erinnert uns seine Geschichte stärker als die Fotos an Rudis Reisen nach Zagreb. Wir haben ihn nie kennengelernt, wissen aber alles von ihm, weil er Anfang der siebziger Jahre, lange nach dem Tod von Opapa und Omama, mit einem ausführlichen Brief in unser Leben trat. Wir haben über ihn nachgedacht, das hat un-

ser Bild von uns verändert, uns die Zerbrechlichkeit und Schwachheit des menschlichen Leibes gezeigt und wie schnell einer vergessen wird. Einige Jahre später erreichte uns dann eine knappe Mitteilung seines Sohnes: Michail Fleginski sei verstorben, der Papa habe Herrn Stublers Namen auf die Liste der zu Benachrichtigenden gesetzt, seine sterblichen Überreste ruhten auf dem XY-Friedhof in Z ... Als würden wir eine Kerze auf Fleginskis Grab anzünden. Das werden wir niemals tun. Warum, wird noch erklärt ...

Michail Fleginski zog von Jagodina nach Zagreb, um zu studieren. Die Familie – Vater, Mutter und er, damals bereits volljährig – war 1919 aus Russland emigriert und in der zentralserbischen Kleinstadt gelandet. An der Universität schrieb er sich sieben, acht Jahre später ein. Da hatten sie sich gut in Jagodina eingelebt und wollten dort bleiben. Vielleicht hatte Fleginski in Sankt Petersburg ein Studium begonnen und wollte es in Zagreb fortsetzen, das wissen wir nicht und haben auch keine Möglichkeit, es herauszufinden. Jedenfalls wurde er ordnungsgemäß innerhalb der vorgesehenen Frist Maschinenbau-Ingenieur und kehrte nach Jagodina zurück, fand eine gute Stelle und heiratete eine Frau, ebenfalls eine Russin, deren Namen wir vergessen haben.

Bis zum Krieg korrespondierte Rudi regelmäßig mit Michail Fleginski – offenbar lag allen in der Familie viel an Briefen, Billets und Ansichtskarten, man wurde unruhig, wenn einmal zwei, drei Tage verstrichen, ohne dass Post eintrudelte – und vermutlich haben sie sich dank Rudis kostenlosen Zugfahrten auch persönlich getroffen. Durch den Krieg lebten sie plötzlich in verschiedenen Ländern. Rudi wurde einberufen, bekam einen Offiziersrang und überlebte knapp. Falls er an Michail Fleginski gedacht haben sollte, war der Gedanke so dünn wie ein Kuvert, das man adressiert und frankiert, aber irrtümlich leer eingeworfen hat.

Als die Ängste ausgestanden waren und die familiären Katastrophen langsam nachließen – die Stublers hatten Mladen in

deutscher Uniform und Željko in der Uniform der jugoslawischen Luftwaffe verloren –, zählte Michail Fleginski zu denen, die im Lauf der Zeit verloren, verschütt, vergessen gehen und dann entweder irgendwann aus der Versenkung auftauchen oder komplett aus dem Blickfeld verschwinden. Wie viele wir vergessen haben, weiß keiner mehr. Wie auch, wo wir sie doch vergessen haben. Die Liste ist lang, es hat Jahre gedauert, bevor die Vergessenen durch neue Bekannte ersetzt wurden.

Hat Rudi zwischendurch an Michail Fleginski gedacht? Auf jeden Fall hat er nicht damit gerechnet, dass sich der Freund aus Jagodina bei ihm meldet.

Es mochte 1971 oder 1972 gewesen sein, da wurde in der Kasindolska ein Umschlag mit Lenin-Marke abgegeben, die kyrillisch geschriebene Adresse mit der Hausnummer von vor dem Krieg so akkurat hingemalt, wie es nur ein Ingenieur fertigbringt. Der Brief war von Michail Fleginski.

Nano brauchte Tage, bevor er ihn uns zeigte. Er hatte nah am Wasser gebaut, vieles konnte ihn zu Tränen rühren: melodramatische Filme, der Schluss von Thomas Manns *Doktor Faustus*, Schumanns *Träumerei*, sofern gut gespielt, der Haushund, welcher hochbetagt das Zeitliche gesegnet hat und hinter den Bienenstöcken im Garten verscharrt wird, aber diesmal war es anders. Er war nicht bloß ergriffen, konnte die Sache nicht einfach ausheulen.

Mit engen, schnurgeraden Zeilen in einer winzigen Schnörkelschrift schilderte Michail Fleginski auf acht beidseitig beschriebenen Blättern, wie es ihm seit Kriegsausbruch ergangen war. Mit der Akribie eines Ingenieurs reihte er ein Ereignis ans nächste, verband sie zu einem übergeordneten Ganzen, wie man einen Ottomotor, eine Turbine, eine elektrische Kaffeemühle zusammenbaut, losgelöst von seiner Person, kein Wort über Gefühle, nur einmal beschloss er einen Absatz mit der Bemerkung, seine Frau habe es kaum ertragen.

Den ganzen Krieg über war Michail Fleginski in Jagodina. Man ließ ihn in Ruhe, und er hielt sich aus allem heraus, arbei-

tete weiter, Ingenieure werden in Krieg und Frieden gleichermaßen geachtet. Maschinen gehen kaputt, Apparate versagen ihren Dienst, man braucht immer jemanden, der sie repariert. Am 17. Oktober 1944, nach mehrtägigen schweren Kämpfen gegen die ss-Division Prinz Eugen, rückten unter dem Oberbefehl von Marschall Fjodor Iwanowitsch Tolbuchin Einheiten, die sich aus Roter Armee und Jugoslawischer Volksbefreiungsarmee zusammensetzten, in Jagodina ein.

Nachdem die erste Euphorie über die Befreiung verfliegen, der Sieg gefeiert und die Erschießung von Kollaborateuren erledigt war, holten Rotarmisten Michail Fleginski und seine Familie – er wusste nicht warum und würde es auch nie erfahren –, brachten sie zum Bahnhof und steckten sie in einen Zug. Dreieinhalb Monate irrten sie über die verbliebenen Gleise des europäischen Schienennetzes Richtung Russland, reisten in Personenzügen erster, zweiter, dritter Klasse, in Viehwaggons, auf dem Tender, in offenen Waggons, stets vor den entscherten Gewehren und Pistolen junger Rotarmisten, Polizisten und Zivilisten, streckenweise auch zu Fuß, wenn Brücken gesprengt oder Gleise zerbombt waren, mit wechselnden Reisegefährten, anderen Familien, deutschen Kriegsgefangenen, entwaffneten Deserteuren, russischen Emigranten, die man wie sie aus dem Schlaf gerissen hatte und jetzt nach Russland oder ans Ende der Welt schaffte.

Nach 111 Reisetagen blieb der Zug stehen, und Michail Fleginski wurde gesagt, er habe eine halbe Stunde, um sich von seiner Frau und dem dreijährigen Sohn zu verabschieden. Wieder erfuhr er nicht, wohin es ging, was sie mit ihm vorhatten und ob es ein Abschied für Tage, Jahre oder immer würde. Dieser Absatz endet mit der Bemerkung, seine Frau habe es kaum ertragen.

Die Fahrt nach Sibirien war kurz. Michail Fleginski beschrieb das Lagerleben ungeschönt, offenbar ohne Angst, der Brief könne abgefangen und er zur Strafe für den Inhalt ins Lager zurückgeschickt werden. Er klagte nicht, schrieb weder von Hun-

ger noch von Durst noch von Kälte, kein Wort über Gefühle; vielleicht dachte er, sie könnten ihm deswegen nichts anhaben. Zwölf Jahre Straflager, acht weitere in Verbannung, in Magadan, wo er ein gut geheiztes Zimmer für sich hatte, in einer Werkstatt arbeitete, Pakete empfangen und unbegrenzt nach Hause schreiben, sogar mit Frau und Sohn telefonieren konnte, wenn er durchkam.

Sibirien schilderte er ohne Selbstmitleid. Ein paar Sätze über die Züge, die ihn nach Sibirien brachten, über die Landschaft, den Bahnhof, an dem er von Frau und Sohn getrennt wurde, auf zwei Blättern nur nackte Zahlen. Soundso viele Menschen im Lager, soundso lang der Winter, soundso lang der Sommer, praktisch kein Frühling und kein Herbst. Meteorologische Daten, aus der Erinnerung, auch nach Notizen, Zahl der ausgefallenen Zähne (laut Lagerarzt Parodontose), dazwischen, dass die Nachricht vom Tod Stalins sie Monate später erreichte und nie laut ausgesprochen wurde, dann wieder meteorologische Beobachtungen: Winter, ein paar Tage Frühling, Sommer, ein paar Tage Herbst, der erste Schnee, gerade als wollte Rudi in Kürze nach Sibirien fahren und über das Wetter Bescheid wissen.

Bald danach wurde im Hause Stubler Karl Steiners *7000 Tage in Sibirien* gelesen. Und andere Bücher, die in den siebziger Jahren aus dem Russischen, Englischen, Deutschen und allen lebenden und toten Sprachen der russischen Emigration übersetzt wurden, alle waren voll ausführlicher Beschreibungen. Das tröstete uns, Nano und alle, die Michail Fleginskis Brief selbst gelesen oder sich von Nano hatten vorlesen lassen.

Nach Rudolf Stublers Tod – der letzte von uns mit Karlos Nachnamen, der letzte, auf dessen Grabstein Stubler eingemeißelt ist – im Dezember 1976 ging Michail Fleginskis langer Brief verloren und verschwand, der Brief, der mit der Feststellung schließt, seine Frau habe es kaum ertragen und zwanzig Jahre auf ihn gewartet.

Vielleicht ist es besser so, vielleicht müsste ich, könnte ich es nachlesen, meine Erinnerung korrigieren, vielleicht hat Flegin-

ski Sibirien doch beschrieben, vielleicht war seine Handschrift nicht so winzig, vielleicht waren die Zeilen nicht so peinlich genau waagrecht, wie es einem Ingenieur geziemt, vielleicht wäre ich um ein Idealbild ärmer: Leid, das mit keinem Wort beschrieben wird, aber so wahrhaftig aufscheint, wie es keine Beschreibung des Leids vermag. Was im literarischen Text nicht ausgesprochen wird, lassen gute Schriftsteller durch Abwesenheit sprechen, durch weiße Flecken, sie schreiben um die Leerstelle herum. Michail Fleginski verschwieg alles, um dem Freund zu berichten, wie es ihm ergangen war.

Rudolf Stubler beantwortete den langen Brief. Wie, wissen wir nicht: Wahrscheinlich rhetorisch geschliffen – Nano war nicht ohne literarisches Talent – und pathetisch. Wie auch sonst? Bestimmt kam Trost in Gott vor. Nano war religiös, glaubte, wie Kinder an den Schutzengel glauben. Michail Fleginski schrieb höflich und knapp zurück, Nano reagierte ausführlicher, Fleginski wieder sehr knapp. Was er zu sagen hatte, hatte er im ersten Brief gesagt. Keine Fortsetzung. Aus und vorbei.

Michail Fleginski kam nicht nach Jagodina zurück, auch nicht zu Besuch nach Jugoslawien. Damals war Leonid Iljitsch Breschnew an der Macht. Bekam Fleginski keinen Pass, hatte er kein Geld oder keine Lust zu verreisen?

Dem Sohn hinterließ er eine Liste von Personen, die über seinen Tod unterrichtet werden sollten. Hat er ihm auch aufgetragen, die Stadt und den Namen des Friedhofs zu nennen, wo er begraben lag? Wir haben beides vergessen.

Hast du über Boras nachgedacht?

Und dann war die Befreiung vorbei, Gras wuchs über die Gräber, die Rächer hatten Rache genommen und waren gegangen. Karlo Stubler ließen sie in Ruhe, und es schien, als sei der Frieden da. Aber dann kam Marko Bašić aus Dubrovnik, ein alter Freund von Karlo, Gewerkschafter wie er. Er war jünger als Opapa, aber auch schon ziemlich alt. Genau genommen wäre er ein Greis gewesen, hätte die Revolution das Altern nicht für eine gewisse Zeit hinausgeschoben. Zu jener Zeit glaubten die Menschen, dass eines Tages der Wohlstand käme, ganz bestimmt, man wusste nur nicht, wann, und so verstrich die Zeit langsamer im Warten auf den Reichtum. Wem Zweifel kamen, der alterte über Nacht. Wer bis zuletzt glaubte, blieb ewig jung. So erklärt sich das Phänomen, dass man noch in den letzten Tages des Kommunismus jugendliche Hundertjährige treffen konnten, Helden, kleiner als ihr Gewehr.

Nicht so die Stublers. Wir gingen mit den Jahren und den Familientragödien dahin, eilten unaufhaltsam dem Abgang entgegen. Marko Bašić war ein alter Freund der Familie, seine Jugendlichkeit hat uns allerdings ein wenig irritiert. Er vertilgte Unmengen, redete laut, hatte große Pläne für die Zukunft, lud uns zu sich nach Brgat ein, wir sollten uns ganz bald in Dubrovnik treffen.

Nach dem Mittagessen unterhielten sich Marko und Karlo.

Karlo befürchtete, dass sie gemeinsame Erinnerungen ausgraben würden, das hätte ihm nicht geschmeckt, so wenig wie türkische Halva aus Mehl, Wasser und Zucker, Arme-Leute-Halva. Aber die Sorge war unbegründet, der Gast ganz und gar der Zukunft zugewandt.

Hast du über Boras nachgedacht?, fragte er.

Nein, was ist mit dem?

Der wohnt in Gruž, er lebt.

Schön ...

Und, was denkst du?

Was soll ich schon denken? Nichts!

Was wirst du tun?

Was soll ich denn tun?

Weiß ich nicht. Der Augenblick ist da. Dein Augenblick!

Für was?

Es ihm heimzuzahlen!

Also weißt du, mein lieber Bašić, egal, was ich mache, es bringt mir mein Leben nicht zurück, die Jahre, die ich wegen ihm verloren habe. Ich finde, man macht am besten nichts. Das ist am praktischsten.

Du bist so deutsch!, sagte Marko Bašić und lachte.

Vielleicht war es ihm peinlich und er überspielte es mit Lachen, oder er hielt Stubler für doof und lachte ihn aus. Der Name Boras fiel nicht mehr, weder an diesem und den beiden folgenden Tagen, die Bašić noch in Sarajevo und bei uns in Ilidža verbrachte, noch bei späteren Besuchen, bei denen er aus Dubrovnik in jenen Jahren hochwillkommene Geschenke aus dem Süden mitbrachte: Orangen, Johannisbrot und getrocknete Feigen.

Er kam zu Opapas Beerdigung.

Dann, beim Leichenschmaus, bei der Totenwache oder der ausgedehnten bosnischen Feier, die auf das Begräbnis folgte, bei der jeder wie nebenbei, scherzhaft und in Anekdoten verpackt, damit keiner weinen muss, Gutes von Karlo Stubler erzählte, da sagte Marko Bašić, Karlo hätte auf Rache verzichtet, als er sich hätte rächen können.

Und fing an zu heulen.

Inzwischen war er ein Greis, seine Jugend hatte ihn verlassen, und es tröstete ihn, dass Karlo Stubler es Boras nicht heimgezahlt hatte. Aber was?

Im Hause Stubler wurde viel erzählt, manche Geschichten unzählige Male wiederholt, umgebaut und ausgeschmückt –

einige sollten eines Tages sogar aufgeschrieben werden –, und der alte Karlo hat sich gern und ausgiebig daran beteiligt. Wenn der erzwungene Umzug nach Bosnien ein Positives hatte, dann dass er viel Stoff für dieses leidenschaftliche, alltägliche Nacherzählen lieferte. In anderem blieb Karlo wohl ein Deutscher, aber im Erzählen, in dem Bedürfnis, Geschichten zu wiederholen, war er Bosnier.

Er hat nicht alles erzählt.

Wer war Boras? Ich weiß es nicht, keiner wird es je erfahren. Marko Bašić erwähnte den Namen beim ersten Wiedersehen nach dem Krieg, nahm ihn wohl auch beim Leichenschmaus in den Mund, verriet aber nichts Konkretes. Wir haben auch nicht nachgefragt, damals nicht daran gedacht. Oder uns nicht getraut.

Unseres Wissens nahm Opapa den Namen nicht in den Mund; im Gespräch mit Marko sagte er kein einziges Mal Boras. Vielleicht Zufall. Als Rudi sich einmal nach Boras erkundigte, legte Karlo Stubler die Stirn in Falten, warf ihm einen vernichtenden Blick zu und erwiderte schließlich: Niemand.

Er redete nicht darüber. Boras war und blieb ein Nitko, ein Niemand.

Untereinander, wenn er nicht dabei war, sprachen wir darüber, ließen unsere Fantasie spielen: Wer mochte das sein? Was hatte dieser Boras getan, dass Opapa sich noch 1945, ein Vierteljahrhundert nachdem er aus Dubrovnik geschasst worden war, dafür hätte rächen können?

Rudi fragte Lola. Sie oder Onkel Andrija hätten es wissen müssen, sie wohnten in Dubrovnik. Die Stadt ist klein, alles sprach sich herum. Aber sie wussten es nicht. Der Name Boras ist in Dubrovnik häufig, allein in Gruž leben zig Boras', und selbst wenn man nach so langer Zeit noch herausfände, welcher Boras gemeint war, wüsste man immer noch nicht, was er getan hatte.

Sei es Opapas Autorität, sei es die allen Stublers gemeinsame Angst vor dem, was Nachfragen zutage fördern könnten, etwas

hinderte uns, Erkundigungen einzuziehen. Boras' Rolle in unserem Leben blieb unklar.

Der Name kommt, kroatischen Verzeichnissen zufolge, aus Klobuk bei Ljubuški. Anfang des 21. Jahrhunderts ist er mit rund 800 Personen dieses Namens der 749. häufigste in Kroatien. Wann immer ich von einem Boras höre, zucke ich leicht zusammen und weiß nicht, warum.

Warum wollte Karlo Stubler nicht, dass seine Kinder und Kindeskindern etwas über Boras erfahren? Konnte er nur so damit umgehen?

Er war sehr gesprächig, redete auch über Sachen, die in anderen Familien tabu waren, aber über einen, der ihm – wie, wissen wir nicht – Jahre seines Lebens vergällt hatte, schwieg er sich aus. Boras muss eine entscheidende Rolle bei der Vertreibung aus Dubrovnik gespielt haben, mehr erfahren wir nicht. Und wüssten nicht einmal das, wenn es nach Opapa gegangen wäre.

Auch zu den Bosowitschern brach Karlo 1945 den Kontakt ab. Wohl erzählte er weiterhin gern Schnurren aus Kindheit und Jugend, vom Elternhaus und dem Dorf, das wir nie in Augenschein nahmen – bis zum heutigen Tage war keiner von uns Karlo-Nachfahren in Bosowitsch –, übergang auch die Zeit zwischen den Weltkriegen nicht. Aber er erzählte nie weiter als bis 1938/39, es war, als hätte die Jahreszahl Verwandte und Heimat verschlungen, als wären sie durch die Kringel der Ziffern 8 oder 9 oder in ein schwarzes Loch gefallen.

Hatte beides denselben Grund? Waren Opapas Erinnerungen an Boras und die Bosowitscher zu bitter, als dass er darüber hätte reden mögen? Wir wissen es nicht. Nicht nur, dass er nicht darüber redete, er runzelte die Stirn, wenn wir nachfragten, wurde böse, sobald er merkte, dass es uns beschäftigte, er wollte partout nicht, dass wir uns dafür interessierten. Wie wenn man Kindern eine hinter die Löffel gibt, weil sie klammheimlich im Anatomieatlas blättern.

Die drei Töchter und der Sohn nahmen denn auch an, dass er in ihnen immer noch Kinder sah, und Kindern erzählt man

nicht alles, manches ist nur für die Ohren von Erwachsenen bestimmt, *kad dorasteš ... kaz'ce ti se samo!*, wenn du groß bist, erfährst du es, hat Jovan Jovanović Zmaj gedichtet.

Damit lagen sie falsch.

Nein, Karlo Stubler wollte seine deutsche Drangsal für sich behalten. Wollte nicht den Kindern aufhalsen, was ihn im Zusammenhang mit den Bosowitschern umtrieb. Wer hatte überlebt? Wo waren sie gelandet? Hatte man sie ermordet, nach Deutschland deportiert? Aber auch: Wie hatten sie sich während der Besatzung verhalten, hatten sie kollaboriert? Der Idee angehangen, das Banat gehöre den Deutschen, andere hätten dort nichts verloren? Hatten sie gemordet?

Karlo blieb nach 1945 Deutscher, sagte sich nicht von seinem Deutschtum los, aber er teilte es nicht mehr mit seinen leiblichen Kindern. Er gab ihnen den Auftrag, einem anderen Volk anzugehören, statt deutscher Ängste die Ängste ihrer bosnischen Heimat auszustehen, es sollte ihnen besser gehen als ihm, sie wären dann weniger allein.

Dass er sein Deutschsein für seine eigene Angelegenheit hielt, hat ihm zwei Mal das Leben gerettet. Das erste Mal 1941, weil er nichts mit Landsleuten zu tun haben wollte, die mit dem Unabhängigen Staat Kroatien in die Stadt kamen. Weder mochte er sich ihnen anschließen noch gegen sie aufbegehren: In beiden Fällen wäre er ein toter Mann gewesen. Das zweite Mal bei den wilden Ustascha-Razzien, als er serbische Nachbarn in seinem Haus versteckte, das eigentlich Schwiegersonn Vilko und Tochter Rika gehörte. Wäre er weniger mutig gewesen, er hätte sein Leben allein in einem Internierungslager oder, mit viel Glück, in Deutschland beschlossen, und wir hätten nicht einmal gewusst, wo er begraben liegt.

Karlo Stubler wollte seinen Nachkommen derlei ersparen.

Er wusste, dass sie keine Deutschen waren, und war darüber glücklich; es ist schwer und anstrengend, der einzige Deutsche zu sein, und bringt nichts als Unglück. Seine Kinder sollten weder das tun, was er vermutlich den Bosowitschern unter-

stellte, noch sich selbst in Gefahr bringen müssen, weil sie Nachbarn retteten. Das eine wie das andere ist sehr deutsch, ähnelt sich, freilich mit umgekehrten Vorzeichen: Zwischen deutscher Niedertracht und deutschem Heldenmut besteht, emotional gesehen, kein großer Unterschied. Die Verbrecher unter ihnen begingen ihre Verbrechen aus dem Gefühl heraus, mehr wert, etwas Besseres zu sein; Opapa stellte sich mit letztlich demselben Stolz Luburićs besoffener Ustascha in den Weg. Sie mochten bewaffnet sein und hohe Rangabzeichen tragen, Karlo Stubler hielt sie für Gesocks. Und sie gaben ihm recht, indem sie auf dem Absatz kehrtmachten.

Ob Deutsche Nachbarn ermordeten oder vor Mord bewahrten, hing allein von ihrer Moral ab. Und die lag in der Welt eines Karlo Stubler wie überhaupt jedes Menschen des 20. wie überhaupt jedes Jahrhunderts nicht auf der Hand, sie war anfällig für die Schimären und Luftschlösser der menschlichen Vernunft, und darin unterschied sich Karlo nicht so sehr von den Verwandten in Bosowitsch.

Er hat uns das nicht gewünscht. Wir durften uns unsere Volksgenossen aussuchen, und er hoffte, wir würden uns gegen die Einsamkeit entscheiden. Kann sein, dass er darin irrte.

Wir können uns also nicht über Boras aufregen, auch wenn er das Schicksal der Familie entscheidend mitbestimmte; wir zucken nur zusammen, wenn uns einer mit diesem Nachnamen vorgestellt wird. Dann vergessen wir es und schütteln ihm gleichmütig die Hand.

Unsere geliebten Bienen

Auch wenn er selbst kein Haus besaß, war Karlo Stubler ein häuslicher Mensch. Mehrere Kleinmöbel hat er selbst gemacht, mit altertümlichen, aus Wien mitgebrachten Werkzeugen beispielsweise das Arzneischränkchen neben der Eingangstür geschreinert: Falls sich jemand beim Arbeiten in Hof oder Garten verletzte, sollten Verbandszeug und Pflaster schnell zur Hand sein, Wundsalbe, Jod und Alkohol zum Desinfizieren, Aspirin, Aktivkohle, Klistier ... Außerdem einen Küchenstuhl, einige Fußschemel, Hocker, hölzerne Kassetten für Unterlagen und Dokumente.

Wichtiger noch waren seine Aktivitäten rund um Onkel Vilkos und Tante Rikas Haus, in dem die Urgroßeltern bis zu ihrem Tod mitwohnten. Die Maurer hatten das Fundament noch nicht richtig gelegt, da setzte Karlo Stubler in zwanzig Schritt Entfernung einen Trauerweidenreis. Der war nicht höher als eine Rute, mit der man böse Kinder züchtigt, und er sah auch so aus: ein dünnes, schlankes Zweiglein. Während der Bauarbeiten passte Opapa wie ein Schießhund auf, dass keiner den Schössling umtrampelte oder Kalk für den Mörtel darauf kippte. Heute ist das ein stattlicher Baum, der mächtigste in der Kasindolska, viel höher als das Haus, in dem einst die Stublers wohnten, man sieht ihn beim Landeanflug auf Butmir vom Flugzeug aus.

Noch mal zehn Schritt weiter zimmerte er sich eine kleine Werkstatt, davor einen Hasenstall und neben dem Hasenstall einen Hühnerstall. Hinter der Werkstatt begann der Garten. Im vorderen Teil, zum Haus hin, waren Beete mit Erdbeeren, Tomaten, grünem Salat, Erbsen und Bohnen, in Reih und Glied wie Turnerriegen wuchsen die Pflänzchen. Hier haben wir täglich gegossen und gejätet und strengstens darauf geachtet, dass kein Unkraut hochkam, weder Brennesseln noch gefräßige

Raupen eindringen, und Urgroßvater dirigierte uns an der langen Leine, wohligh zufrieden, wenn der Nutzgarten nach der natürlichen Ordnung der Dinge austrieb, grünte und blühte und Früchte trug, fern der historischen Ereignisse und dem Blei zum Trotz, das von den Titelseiten der Tageszeitungen troff und darauf wartete, umgegossen zu werden zu Gewehrkgeln, Granathülsen, Brandbomben ...

Auf die Beete folgten Himbeersträucher, rote und schwarze Ribiseln, aus denen Tante Rika unter Aufsicht ihrer Mutter Säfte und Kompott für den Winter einweckte. Dahinter wuchsen Rosen, knallrote, rosarote, blutrote und weiße. Ab hier wurde das Gsumm der Bienen immer lauter und einige Schritte weiter so durchdringend, als dengelten Tausende Blechflügelchen gleichzeitig an die Regenrinne; man hörte nichts anderes mehr. Die menschliche Stimme war natürlich lauter, aber jeder dämpfte die seine bei diesem Klang und flüsterte, um die Bienen nicht zu stören.

Urgroßvater hat ein Bienenhaus mit sechs Beuten gezimmert, neben denen noch Gartengeräte und die sorgfältig in einer Ecke verstaute Imkerutensilien Platz fanden. An einem Nagel hing der geheimnisvolle Schutzanzug, der die Kinder erst erschreckte und später neugierig werden ließ auf die Arbeit mit den Bienen. In den weiten Hosen, den Handschuhen, mit Hut und dem Schleier vorm Gesicht sah Opapa wie einer vom Kulklux-Klan aus, aber das wissen wir erst, seit das Fernsehen bei uns Einzug hielt; vor dem Zeitalter der Television erschien er uns mit seinem rauchenden Kännchen wie ein Zauberer oder Alchemist, der aus der überbevölkerten Beute wie ein Backblech aus dem Ofen Rahmen mit Waben zog, auf denen sich Hunderte äußerst geschäftiger Bienen drängten, was den Eindruck einer großen Fabrik aufkommen ließ oder an eine Avenue in New York gemahnte, über die die Menschheit auf dem Höhepunkt ihrer Geschichte schlenderte. Gottgleich, in festlicher Montur, das Menschengesicht verhüllt, assistierte Karlo Stubler Jahr für Jahr den Höhepunkten der Bienengeschichte.

Aber so war es nur in unserer Fantasie, denn in den vierziger und fünfziger Jahren, zu einer Zeit, als die Stublers besonders zahlreich waren, unser gesellschaftliches Leben den Siedepunkt erreichte und wir niemals geglaubt hätten, wie schnell wir auf unser Ende zurasten, nutzten weder Karlo Stubler noch sein Sohn Rudolf den Schutzanzug. Die Bienen kannten sie, kannten ihren Körpergeruch – es heißt, Bienen reagierten empfindlich auf Schweiß, der mache sie nervös und sei der Grund, warum sie stechen –, und Opapa und Nano hatten umgekehrt die Angst vor Stichen verloren, wenn sie je welche gehabt haben sollten. Mit bloßen Händen, in kurzärmeligen Hemden näherten sie sich den Beuten, zogen die Waben heraus, wischten die Bienen mit der Faust herunter, führten all die komplizierten, uns unbekanntenen Handlungen aus, die in dicken Wälzern aus Opapas Besitz auf Deutsch und in gebrochener Schrift beschrieben sind. Die Bienen ließen es sich gutmütig gefallen, sie waren an deren Besuche gewöhnt, vielleicht sahen sie in Nano und Opapa bereits ihre Bienengötter, die sie vor allem Übel bewahrten, vor Hunger, Krankheit und Feuersbrünsten. Vor all dem, was auch Menschen im Sinn haben, wenn sie zu ihrem Gott beten.

Eins der zärtlichsten Bilder aus meiner Kindheit – ich war unfähig, es zu beschreiben, es blieb ungenutzt und ungeschrieben, verzweigte sich nicht wie ein Flussdelta, mündete nicht in einer Reihe von Erzählungen oder einen Roman – datiert auf den Sommer 1974, 1975 oder 1976. In Ilidža, in dem längst zugewachsenen, versteckten deutschen Blumen-, Obst- und Käferreich, sitzt Nano auf einem Klappstuhl und zeigt mir und Ladislav Cezner, dem Enkel von Tante Rika und Onkel Vilko, eine Biene. Er hat sie auf der Hand, spielt mit ihr, stupst sie, so sieht es für uns aus, mit dem Finger an, vielleicht hat er sie sogar richtig geschubst, doch die Biene tut ihm nichts. Das ist Freundschaft.

Wenn sie aus Angst oder zur Verteidigung Menschen sticht, verliert die Biene mit ihrem Stachel die Eingeweide, ihre Gedärme hängen heraus, und das bedeutet ihr Ende. Gestochen

werden gehörte für Nano und Opapa zum Leben, es sei gut gegen Rheuma, sagten sie. Und ein trauriger Moment: Noch ein unnützer Tod in der langen Reihe von Toten bei den Stublers. Noch ein nicht wiedergutzumachendes Missverständnis.

Das Handwerk mit den Bienen hat Karlo Stubler wohl aus Bosowitsch mitgebracht. Dann bestellte er Bücher via Rudi aus Wien oder ließ sie sich mit der Post schicken, in denen das gesamte Wissen der Menschheit über die Bienen und die Imkerei stand. Auf Handbücher zur Imkerei über Fehler im traditionellen Umgang mit Bienen, über den Aufbau und die Architektur von Bienenstöcken, den Einfluss von Tracht, Wetterschwankungen und Jahreszeiten auf Häufigkeit und Art der Eingriffe seitens des Imkers folgten Ratgeber zu Bienenkrankheiten und deren Verbreitung, Möglichkeiten, diese zu bekämpfen, einschließlich kurzer Überblicke zu den größten Epidemien mit den höchsten Opferzahlen. Krankheit und Tod stehen am Eingangstor zu jeder Metaphysik. Und zu jeder Kultur- und Sozialgeschichte. Ruhig und gesammelt, spätabends und im Winter entwickelte Karlo seine Metaphysik der Bienen und dachte ehrfürchtig über ihre Geschichte nach, die sich, nicht anders als die der Menschheit, auf die Geschichte von Pest und Cholera reduziert. Der Unterschied besteht darin, dass Bienen ihre Kultur zu höchster Vollkommenheit entwickelt haben, dass sie ordentlich, beharrlich und ausdauernd daran festhalten, dass sie seit Tausenden von Jahren die immer gleichen, architektonisch ausgereiften Waben bauen; ihr Honig verändert sich ebenso wenig wie ihr Tagesablauf, und so kann ihre Geschichtsschreibung nur von Tod und Verderben berichten. Menschen dürfen den Bienen nichts abschauen, weil Menschen nicht vollkommen sind. Nehmen sie sich trotzdem an ihnen ein Vorbild, werden sie zu Nazis.

Rudi hatte die Liebe des Vaters zu den Bienen geerbt.

Franjo Rejc, mein Großvater, interessierte sich dafür und erlernte das Handwerk, kurz nachdem er durch die Hochzeit mit Olga Familienmitglied geworden war. Da er damals noch, je

nachdem, wohin er versetzt wurde, kreuz und quer durch Bosnien zog, besaß er kein eigenes Land – er sollte auch nie welches erwerben – und ließ seine ersten Völker gegen ein paar Honiggläser auf einer fremden Wiese fliegen, nahe beim Želečér Bahnhof, an der Strecke Nemila-Zavidovići. An arbeitsfreien Tagen fuhr er mit dem Zug zu seinen Bienen, beschäftigte sich mit ihnen, bereitete sie für den Winter vor, schleuderte Honig, schützte sie vor Krankheiten und entrann dem ihn bedrückenden Familienalltag. Anders als bei Rudi und Karlo Stubler waren die Bienen für Franjo eine Zuflucht, und da er seine Passionen noch gründlicher und literarischer anging und mehr Sprachen beherrschte, bezog er Bücher aus allen Ecken der Welt sowie mehrere Fachzeitschriften und übernahm für den Sarajever Imkerverband Aufgaben im Bereich Weiterbildung.

Die Imkerei begleitete Franjo Rejc über lange Jahre seines Lebens. Er litt unter Herzasthma, ein nervöser, vom Leben und den Wechselfällen des Lebens gebrochener Mann, der ohne die Bienen wahrscheinlich früher gestorben wäre. Sie verlängerten sein Leben, schenkten ihm Gesundheit sowie das Gefühl von Sinnhaftigkeit, und wahrscheinlich verdanke ich ihnen, dass ich meinen Nonno noch kennenlernte und er mir einige wichtige Fragen beantworten konnte. Obwohl ich vor Bienen Angst habe, nicht gestochen werden will und dieser Angst nicht Herr werde, sind sie für mich so etwas wie enge Verwandte der Stublers. Wir haben in sie eingeheiratet und sind dann untergegangen.

Nonno hielt bis 1966, meinem Geburtsjahr, in dem er das siebzigste Lebensjahr vollendete, mehrere Bienenvölker. Im Frühjahr verkaufte er seine Beuten an einen befreundeten Imker, dessen Namen wir vergessen haben. Sie standen bei Drežnica und in der Nähe des Bahnhofs von Gornja Grabovica an der bosnisch-herzegowinischen Grenze. Siebenundzwanzig Jahre später, im neuen Krieg, wurde das ganze Dorf ermordet. Die Nachfahren von Nonnos Bienen flogen um die offenen Augen und Nasenlöcher von Menschen, die keine Hand hoben, um sie zu verschrecken.

In Ilidža begann hinter dem Bienenhaus der Obstgarten, Äpfel, ein paar bescheidene Birnbäume und so weiter, bis zur Grundstücksgrenze. Karlo nutzte jeden Handbreit Boden, den er von Schwiegersohn und Tochter geliehen hatte, alles diente einem Zweck, war mit Sinn und Verstand angelegt. Erst nach beinah einem Menschenleben sollte die Erde ihn und seine Entscheidungen, wo was wachsen sollte, gänzlich vergessen.

Maria Brana und Wassilj Nikolajewitsch

Maria Brana und Wassilj Nikolajewitsch bewohnten ein ebenerdiges Häuschen mit zwei Zimmern in Sarajevsko Polje.

Er hieß eigentlich Wassili, Nikolajewitsch war der Vatersname, *otschestwo*, sicher hatte er noch einen Nachnamen, aber in Ilidža war er Wassilj Nikolajewitsch. Das Übrige hatte sich verloren, so lange lebten sie nun schon im Exil.

Sie hatten einen Sohn gehabt, doch der war gestorben.

Es gibt noch eine Version der Geschichte, aber die Stublers glauben sie nicht: Der Sohn schloss sich den Sowjets an, weder Vater noch Mutter haben je wieder von ihm gehört. Die Version ist schlimmer.

Maria Brana, die in Russland auch anders geheißen hatte, war in jungen Jahren erkrankt. Schon vor dem Krieg versagten ihre Hüften, deswegen saß sie den ganzen Tag auf dem Sofa. Sie war nie draußen. Wer sich ihrer erinnert, sieht sie bis heute mit verschmitzter Miene wie ein schräg gewachsenes Stiefmütterchen auf dem Sofa sitzen. Maria Brana war eine ausgesprochen liebenswürdige Frau. Ihre Art zu reden zauberte uns stets das Bild vor Augen, dass sie auf dem Bahnsteig steht und gleich in den Zug nach Leningrad einsteigt. Die Reise wird erst enden, wenn wir alle tot sind. Ein paar Worte des Abschieds, dann klettert sie in den Waggon.

In Russland war Wassilj Nikolajewitsch Offizier in der zaristischen Armee gewesen. So sah er auch aus: schmales, aristokratisches Gesicht, den Bart nach der Mode am Zarenhof um die Jahrhundertwende gestutzt. Seine Stiefelschäfte reichten bis unters Knie, ganz wie bei den deutschen Offizieren im bald ausbrechenden Krieg. War er in diesen Stiefeln aus Russland gekommen? Wir wissen es nicht, vermuten es aber stark, denn solche Stiefel kannten wir damals, Ende der dreißiger Jahre, nur

aus dem Theater, russischen oder französischen Herzschmerzfilmen und einer Zinkografie in einem von Opapas Lexika, die Graf Tolstoi darstellte.

Wassilj Nikolajewitschs Schuhwerk lässt ihn unwirklich erscheinen. Die Kinder träumen oft von ihm, und im Traum ist er mal gut, mal böse. Im Wachen fürchten sich Kinder ein bisschen vor ihm und rennen weg, denn Wassilj Nikolajewitsch redet komisch. Er hat das eine Wort noch nicht richtig beendet, da drängelt schon das nächste aus seinem Mund. So reden Russen, die unsere Sprache nicht richtig gelernt haben. Kein Russe hat je unsere Sprache richtig gelernt.

Montags zieht Wassilj Nikolajewitsch Halbschuhe an und geht zur Arbeit. Er ist ein kleiner Beamter in der Eisenbahnverwaltung. Eine andere Stelle kriegt er nicht, Offiziere der zaristischen Armee werden nicht gebraucht. Das Zarenreich ist untergegangen, andere Staaten haben keine Verwendung für dessen militärischen Kenntnisse. In unseren Ohren klingt das logisch.

Goldmünzen hatten Maria Brana und Wassilj Nikolajewitsch aus Russland nicht mitgebracht, denn sie besaßen keine. Trotzdem kamen sie nicht mit leeren Händen: Sie hatten Tischdecken, Kissenbezüge, Wandlinge und einen Kelim dabei. Wandlinge kannten wir nicht. In ihrem Häuschen war jedes freie Fleckchen der weiß gekalkten Wände mit einem Wandling bedeckt.

Die beiden hatten für die Dinger ein russisches Wort, das wir uns nicht merken konnten. Wir versuchten es erst gar nicht, wir sind ja nicht in Russland, bei uns musste jedes Ding unsere Bezeichnung haben. Und etwas, was an der Wand hängt, kann nur Wandling heißen.

Wir Kinder sagten Maria Brana und Wassilj Nikolajewitsch, an ihren Wänden hingen Wandlinge.

Wassilj Nikolajewitsch lachte sich kringelig, am nächsten Tag benutzte er das Wort selbst.

Später hörten wir sie Wandling sagen, wenn sie miteinander Russisch redeten. Vielleicht hatten sie vergessen, wie die Dinger auf Russisch hießen.

Wenn wir die Wandlunge in der Stadt, in der Schule oder auf der Straße erwähnten, wenn wir erzählten, dass Maria Brana und Wassilj Nikolajewitsch damit die Wände bedeckten, damit ihr Häuschen nicht so stark auskühlt, hieß es, was wir uns da wieder für einen Blödsinn ausgedacht hätten. Die Leute glauben halt nur, was sie mit eigenen Augen gesehen haben.

Der Krieg kam und ging vorbei.

Weder Deutsche noch Ustascha noch Partisanen taten den beiden etwas an. Die Rote Armee kam nicht bis Sarajevo, um sie abzuführen, wie sie Michail Fleginski aus Jagodina abgeführt hatte, aber selbst wenn Marschall Tolbuchin Sarajevo befreit hätte, hätte man sie in Ruhe gelassen. Menschen haben Angst vor Unglück und Armut.

Du musst nur unglücklich oder arm genug sein, dann hat man Angst vor dir, und du bist dein Leben lang gut geschützt, weil die Leute einen großen Bogen um dich machen. Es ist die Art Unglück, über das man nicht redet, von dem man nichts erzählt, weil es keinen Inhalt hat, das blanke Unglück, gehegt und gepflegt wie ein englischer Rasen, und es ist gerade darum schrecklich, weil man nicht darüber reden kann.

Bekannt war nur, dass ihr Sohn kurz nach der Flucht ins Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen gestorben war. Niemand wusste Genaueres. Wassilj Nikolajewitsch zuckte mit den Achseln, sagte etwas wie Gott hat ihn zurück. Maria Brana lächelte ihr Stiefmütterchenlächeln und sagte nichts.

Von solchem Unglück hält sich jede Armee der Welt fern, denn Menschen halten Unglück für ansteckend, so wie sie an vergiftete Brunnen glauben. Jeder ließ die beiden in Ruhe, jeder übersah Maria Brana und Wassilj Nikolajewitsch, nur Kinder und die Stublers nicht.

Schwer zu sagen, worauf die Freundschaft gründete. Die beiden waren Emigranten und Ausländer, auch wir waren in diesem Land (wie in jedem anderen) Ausländer – ein guter Grund, sich zu kennen.

Wassilj Nikolajewitsch besuchte die Stublers in der Kasin-

dolska, wurde auf den besten Platz am Tisch gesetzt, mit Kaffee und Kuchen, oder was eben zu der jeweiligen Tageszeit geboten war, bewirtet und dann mehr oder weniger vergessen. Man sprach über ein Ereignis, das sich an dem Tag oder im vorigen Jahrhundert zugetragen hatte, Opapa sagte, was er dazu zu sagen hatte, Omama steuerte zwei, drei Sätze bei, dann fielen sich die anderen gegenseitig ins Wort, keiner konnte seinen Gedanken zu Ende führen, der Lärmpegel stieg, es ging hoch her, und das hörte überhaupt nicht mehr auf. Außer wenn einer Streit vom Zaun brach. Oder die anderen mit einer Neuigkeit schockierte. In der Regel einer Todesnachricht.

Und die ganze Zeit saß Wassilj Nikolajewitsch auf seinem Platz, aß und trank, was man ihm hingestellt hatte, und sagte keinen Ton. Er schwieg, lauschte höflich und geistesabwesend, ein kleiner Gott, Schöpfer einer kleinen Welt, der er längst entsagt hat. Wassilj hatte dem Leben entsagt, er lebte weiter, weil es sich so gehört. Wenn jeder Mensch einen Mangel in der Welt ausglich und nur wegen dieses Mangels existierte, dann glich Wassilj Nikolajewitsch den Mangel an Liebenswürdigkeit auf der Welt aus.

Warum kam er zu uns, um sich auszuschweigen?

Kaum etwas ist wichtiger als diese Frage, und doch wird sie keiner von uns beantworten. Der eine nicht, weil sie sich ihm nur stellte, solange Wassilj Nikolajewitsch lebte. Der andere nicht aus Furcht vor dem Unglück, das hinter allem lauert, was mit Wassilj Nikolajewitsch und Maria Brana zusammenhängt. Und wieder ein anderer, weil ihm die Frage nicht bewusst wird.

Mich, der ich sechs, sieben Jahre nach Wassilj Nikolajewitschs Tod geboren bin, bewegt die Frage, wenn ich mit dem Zug von West- nach Ostdeutschland oder durch Polen fahre, von Warschau nach Krakau, Katowice oder Wrocław. Oder mit dem Auto im Zagreber Feierabendverkehr stecke und weder vor noch zurück kann. Dann wird die Frage so groß, dass ich das Autoradio ausschalten und nachdenken muss:

Warum besuchte Wassilj Nikolajewitsch die Stublers, setzte

sich mit den Männern und Frauen und Kindern an den Tisch und redete dann nicht mit ihnen?

Wenn ich mich langweile, nichts habe, worüber ich nachdenken kann, wenn ich verzweifelt bin und nicht weiterweiß – so wie ich gerade am Schreiben des Stubler-Romans verzweifle, dessen Ende von Anfang an klar ist, der ein Roman jenseits und doch in der Zeit ist, der nicht aufhört, wenn er zu Ende ist, aber bereits mit dem ersten Satz – Karlo Stubler, mein Urgroßvater, ließ bei seinem Umzug vom Banat nach Bosnien in Bosowitsch einen älteren Bruder zurück – am Ende ist, dann denke ich darüber nach, warum Wassilj Nikolajewitsch uns besuchte.

Die Frage, deren Unbeantwortbarkeit ich mir erhalten will und deshalb wie eine Bonsai-Eiche heranziehe, zeitigt eine Reihe ebenso unzuverlässiger Antworten, die jeweils dem literarischen Genre, Stilideal oder Blickwinkel entsprechen, aus dem die im Kern unveränderliche Frage gestellt wird.

Im Genre des Familien- oder Historienromans, das uns am nächsten liegt, um persönliche Erinnerungen und Fotos im Familienalbum zu ordnen, besuchte uns der schweigende Wassilj Nikolajewitsch, weil wir ihm die Illusion boten, eine Familie zu haben, eine Heimat, irgendwo dazuzugehören. Das alles hatte er mit der Flucht aus Russland verloren. Er glich einem beidseitig gelähmten Fußballfan im Rollstuhl am Rand des Spielfelds, auf dem soeben das Finale um den Weltmeistertitel ausgetragen wird. Doch manchmal strahlte Wassilj Nikolajewitsch vor Glück, weil er keine Familie hatte: wenn einer aus unserer Familie starb. Er war dabei, als die amtliche Mitteilung von Mladens Tod eintraf, er war dabei, als uns ein Anruf aus Zagreb über Željkos Absturz in Kenntnis setzte, drückte jeden von uns an sich, tröstete uns, weinte mit uns und war froh, dass er nur Maria Brana verlieren konnte.

Aber lassen wir Familien- oder Historienroman, kommen wir zurück zu uns.

Unsere Gottlosigkeit: Das ist der leere Himmel. Das Gefühl, dass unter und über uns nichts ist. Das nichts von uns bleibt.

Die Unfähigkeit zu glauben, etwas Höheres könnte Einfluss auf uns haben. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es sich mit einem Gott lebt, einem bevölkerten Himmel, einer Fantasie, die mit Geschichten von der Erschaffung der Welt, Evas Apfel und der unbefleckten Empfängnis vollgestellt ist.

Falls es Gott gibt, falls seine Anwesenheit denkbar ist, dann erscheint er in verschiedenen Verkleidungen, nimmt Menschen- oder Tiergestalt an. Gott ist ein Mime, der im Rollenspiel herausfinden will, welches Verhältnis der Mensch zu ihm und zu sich selbst hat. Er ist das Negativ einer Porträtaufnahme. Uns erschien Gott in der schweigenden Präsenz Wassilj Nikolajewitschs, der Jahre und Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts an unserem Esstisch saß.

War das so? Nein, es stimmt ebenso wenig, wie ein Familien- oder Historienroman mit den Tatsachen übereinstimmt. Die Wahrheit liegt in wechselnden Antworten auf eine unmögliche Frage.

Maria Brana starb Ende der vierziger Jahre.

Sie war schon krank, als sie in Ilidža ankam. Ihre Hüften versagten, sie saß verschmitzt auf dem Sofa wie ein schräg gewachsenes Stiefmütterchen, hätte bis zum Jüngsten Tag so sitzen können. Wir beerdigten sie in Stup, dem Friedhof, durch den rund vierzig Jahre später eine der vier Ausfallstraßen Sarajevos quer über das Gelände ins Tal hinunter gebaut wurde, die ungefähr auf Höhe der Stubler-Gräber in eine vierspurige Avenue Richtung Innenstadt mündet. Wo Maria Brana und Wassilj Nikolajewitsch begraben liegen, weiß ich nicht. Vertraute Fremdheit der russischen Schrift.

Wassilj Nikolajewitsch besuchte uns nach ihrem Tod weiterhin, wurde womöglich etwas gesprächiger, blieb gutherzig, genügsam und zuvorkommend, ein Ruheständler mit äußerst schmaler Beamtenpension, ein zaristischer Muschik und Biederermann.

Sarajevo war voll russischer Emigranten. Manche hatten Geld, waren Professoren, Ärzte und Forstingenieure, Theater-

leute und Wissenschaftler, Gastwirte und Kellner, andere nicht, verarmte Grafen und Arbeiter, Säufer und Versager, Einbrecher und Spezialisten für diverse Schließmechanismen, sehr verschiedene Menschen, aber die russischen Emigranten gingen sich eher aus dem Weg. Wassilj Nikolajewitsch wurde geschnitten. Wenn er verreckt, verreckt er eben, jeder lebt so lange, wie ihm beschieden ist! Und wir taten erstaunt, dabei hätte uns nichts mehr wundern sollen.

Wassilj Nikolajewitsch starb Anfang der Sechziger.

Sein Tod war gut vorbereitet. Niemand war da, um seine Todesanzeige drucken zu lassen, kein Bruder, kein Cousin. Damals wurden Todesfälle mit einer Todesanzeige bekannt gegeben, einem Blatt, das mit Reißnägeln an Telegrafmasten und Bäume geheftet wurde. Wassilj Nikolajewitsch indes war ganz allein auf der Welt. Allein wie Gott.

Den Stublers vermachte er Maria Branas Wandlinge. Über die fielen in den Jahren innerer Verwerfungen, Turbulenzen und Verluste die Motten her. Und er hinterließ uns die dienstliche Taschenuhr eines zaristischen Offiziers. Die ist auch verschwunden.

Pilzgebet oder Vom Nutzen des Wissens

Schon in Dubrovnik schwor Opapa Karlo auf Lexika. Vom ersten lauen Frühlingslüftchen bis zum ersten Herbstregen studierte er, im Liegestuhl ausgestreckt oder am Gartentisch sitzend, den Eintrag, der ihm vom Fluss der Zeit vor die Füße gespült wurde. Mahatma Gandhi war gestorben. Urgroßvater las alles, was er in deutschen und jugoslawischen Enzyklopädien, Lexika und Handbüchern unter dem Stichwort fand. Dort stieß er auf neue Begriffe und schlug sie nach: Indien, Hinduismus, Buddhismus. Und am nächsten Morgen ergab sich aus dem Alltag ein neues Stichwort, und er beschäftigte sich während der nachmittäglichen Siesta beispielsweise mit hydraulischen Pumpen, Hochöfen oder dem Salpeterabbau in Chile.

Und kam von da zu Dingen, die sich ihm im Zusammenhang mit hydraulischen Pumpen, Hochöfen oder chilenischem Salpeter aufdrängten. Er erweiterte ständig sein Wissen und nutzte es nie, mal abgesehen davon, dass Lernen beim Denken hilft.

An seine Kinder und Enkelkinder gab Karlo die Überzeugung weiter, Lesen an und für sich sei nützlich.

Sommer 1947, Sonntagnachmittag, Opapa am Gartentisch, die fünfjährige Enkelin lernt ein Gedicht auswendig. Fünfundsechzig Jahre später, schwer krank, verwirrt, eine alte Frau, hat sie keine Zeile vergessen:

*Birkenporling Frühjahrsorchel
Hallimasch Steinpilz Morchel
Parasol und Herbsttrompete
schickten dem lieben Gott Gebete:
Herr, lass es regnen auf Erden,
damit wir viele werden.*

Nur den Titel wusste sie nicht mehr. Nennen wir es Pilzgebet. Pilze sind die rätselhafteste Form des Lebens. Sie gedeihen in feuchten Wäldern, im Schatten von Laubbäumen. Hat je ein Mensch beobachtet, wie Pilze aus dem Boden schießen?

Opapa Karlo glaubte nicht an Gott, propagierte den Unglauben aber nicht und gab ihn nicht an die Seinen weiter. Schon gar nicht an die Kinder. Es ist gut, wenn Kinder an den kleinen Jesus glauben, an Schutzengel, an den lieben Gott und alles andere. Nicht glauben macht nicht glücklich. Es ist eine Sache der Vernunft.

Wo Opapa das Pilzgebet aufgestöbert hatte, wissen wir nicht, auch nicht, wie das Buch hieß oder wer es geschrieben hat. Aber ganz sicher findet sich im Hause Stubler an der Ilidžer Kasindolska Cesta unter dem Sedimentgestein der Zeit, zwischen fossilisierten Tageszeitungen, abgetragener Kleidung, Dokumenten, Maria Branas mottenzerfressenen Wandlingen, Fotoalben, ärztlichen Befunden, verblassten Röntgenaufnahmen einer Lunge, alten Gartenzeitschriften und Musikmagazinen, verkramt und versteinert, das Buch mit dem Pilzgebet, das einen anderen Titel trägt, einen stinknormalen Kinderliedtitel.

Die häusliche Unordnung ergibt sich aus der Unordentlichkeit menschlicher Lebensläufe, wie sie verflochten und verbunden und verquickt sind. Das Beste wäre, wenn nach dem Tod des Vaters alle ausziehen, sich eine neue Bleibe suchen und dort ihr Leben fortsetzen, neue Schränke, Psychen und Nachttische anschaffen könnten. So jedoch übernehmen die Lebenden das Leben der Toten, sie räumen die Schränke nie richtig aus und legen auf die Hemden des Toten, die keiner mehr trägt, die Hemden der Lebenden, und so wird ein Haus mit jedem Toten mehr zum Grab, die Träume der Toten, deren Ängste suchen die Lebenden heim, und irgendwann klebt der bittersüßsalzige Geschmack auseinanderbrechender Biografien an ihrem Gaumen.

Die Unordnung im Hause Stubler ergibt sich aus fünfzig, vielleicht auch mehr, gelebten und ungelebten Leben im Umkreis von Karlo Stubler, unserem gutmütigen Patriarchen. Das

Haus wurde nie aufgeräumt und grundgereinigt. Jeder Hausputz, jedes Staubwischen, jedes Entrümpeln heißt, Menschen und deren Leben Gewalt anzutun. Saubermachen heißt mit der eigenen Biografie oder den Biografien von Angehörigen abzurechnen. Die Stunde unseres Todes und Mahnung, dass nichts ewig währt und alles vergessen sein wird.

Man braucht Mut oder darf kein Herz haben, um Staub zu wischen.

Unordnung ist darüber hinaus eine großartige Metapher für Karlo Stublers Wissensdurst und Interessen, und meine Familie, die weiter in dem Haus wohnte, unbelebte Gegenstände und Schicksal von ihm übernahm, war unfähig zu einem Befreiungsschlag. Das Haus in der Kasindolska gehört mir nicht, doch seine Unordnung ist meine Unordnung. Wenn sie sich ordnen ließe und ich die Zeit, Kraft und Lust dazu hätte, schriebe ich einen Roman, in dem kein einziger Name, Handelder oder Vorfall erfunden wäre. Im Mittelpunkt stünde Karlo Stubler, Kapitel für Kapitel gesellten sich alle anderen Stublers dazu, von denen ich weiß oder noch erfahre, alle, die mit ihm lebten oder ihn, obwohl nach seinem Tod geboren, gut kannten. Dann wäre der Plot in konzentrischen Kreisen auf Freunde und Nachbarn zu erweitern, auf Menschen, die an der Kasindolska wohnten, einer langen Ausfallstraße parallel zur Brache vor dem neuen Flughafen in Butmir, Menschen, die Karlo Stubler und die Seinen gut kannten, ihre Lebenswege, die sich mit seinem verflochten, und das Schicksal ihrer Nachkommen bis zum heutigen Tag.

Ein solches Buch, wenn es denn möglich wäre, würde mit der Unordnung im Haus an der Kasindolska picobello aufräumen, mit der Unordnung in unseren Seelen, die auf ein Zuviel an Erinnerungen zurückgeht und den Staub, den wir nicht gewischt haben. Und dann schaute alles wieder wie neu aus.

Wenn er nicht in Lexika blätterte und netzartig von Stichwort zu Stichwort Assoziationen und nutzloses Wissen verknüpfte, las Karlo Stubler Fachbücher. Über Bienen, das Anle-

gen von Gärten, Obstbau und Agronomie, Dampf-, Diesel- und Rangierloks, Streckenbau und was sonst noch mit der Eisenbahn zusammenhing, Fachbücher zu allem, was ihn interessierte. Und ihn interessierte alles, was er mit seinen Händen anfertigen, reparieren oder bearbeiten konnte. Mechanische Apparate, elektrische Geräte, Autos, Lastwagen, Flugzeuge interessierten ihn so sehr, dass er mit allergrößter Aufmerksamkeit extrem spezifische Monografien oder wissenschaftliche Abhandlungen mit einem Genuss studierte, als lese er einen superspannenden Krimi.

Wenn die Männer an einem warmen Sommerabend im Schatten *Préférence* spielten und die Frauen den Garten genossen oder auf einen Kaffee bei einer Nachbarin vorbeischaute, lag er im Liegestuhl und eignete sich an, wie eine Hydrophore funktioniert oder Beton im Brückenbau verwendet wird. Er gab mit dem angelesenen Wissen nicht an, wenn man ihn etwas fragte, antwortete er schamhaft, dafür sei er kein Fachmann. Das viele Wissen sammelte sich in seinem Kopf an und wurde nie praktisch genutzt. Aber ist Nützlichkeit der einzige Maßstab? Karlo Stubler las Fachbücher über Beton und Motoren, wie andere *Krieg und Frieden* lesen. Keiner liest Tolstoi, um ein großer General oder ein guter Liebhaber zu werden.

Kartenspielen ließ ihn kalt. Andere sollten ruhig daran Spaß haben, aber er kannte nicht einmal die Regeln. Es sei denn, er hat sie sich aus einem Ratgeber oder Lehrbuch angeeignet. Ohne den Ehrgeiz, das Wissen zu nutzen.

In den dreißiger, vierziger, fünfziger Jahren waren Kartenspiele ein beliebter Zeitvertreib, der jedoch allgemein als geschmacklos und kulturell minderwertig galt und eher den unteren Gesellschaftsschichten zugeschrieben wurde. Viele spielten deswegen heimlich. Karlo Stubler teilte dieses zeitgenössische Vorurteil nicht. Ihm war egal, ob wir Karten droschen. Vielleicht freute es ihn, wir hatten was zu lachen und was, woran wir uns erinnern konnten ... Er hatte schlicht keine Meinung zu Kartenspielen. Sie langweilten ihn, mehr nicht.

Karlo Stubler spielte auch nicht Schach. Er war überhaupt kein Freund von Gesellschaftsspielen, sondern gern für sich, andere Menschen brauchte er nur zum Reden. Er erzählte und lauschte den Erzählungen anderer, bemüht, nichts zu verdrehen, zu verfälschen oder gar umzudeuten. Auch hier mochte er nicht spielen.

Ihm war wichtig, dass die Kinder ein paar wichtige Dinge lernten und sich fürs Leben merkten. So wie das Pilzgebet.

Balijans Sommerhaus

Beim Einzug der Stublers in die Kasindolska stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite, ein Stück die Straße runter Richtung künftige Straßenbahnhaltestelle, das luxuriöse Sommerhaus der Familie Balijan, das der mit Tochter Marija verheiratete Ingenieur Moravec für Schwiegereltern und Schwager geplant hat. Der alte Balijan – sein Vorname ist vergessen – war Armenier, Jermen sagt man in Sarajevo, und dabei bleiben wir im Fortgang unserer Geschichte. Er war ein Jermen aus Istanbul, wo es ihm gutgegangen sein muss, bis 1915 schlechte Zeiten anbrachen und das große Volk der Osmanen beschloss, sich als etwas kleinere türkische Nation neu zu erfinden. Damals setzte sich Balijan, um nicht Kopf und Kragen zu riskieren, in den Westen ab. Und da er rechtzeitig flüchtete, rettete er sein Vermögen, kaufte sich in der neuen Heimat ein Haus und lebte weiterhin recht behaglich. Tochter Marija ließ er in Zagreb Medizin studieren und in Ilidža gemäß den aus Konstantinopel mitgebrachten Gepflogenheiten – von der dort üblichen Sommerfrische erfuhren wir erst aus Orhan Pamuks *Istanbul* – ein Sommerhaus bauen, in dem die Familie vom Frühjahr bis zum Herbst wohnte. Sie kamen, sobald die Bäume grün waren, und blieben bis zum ersten Frost. Im bergigen Bosnien heißt das, Balijans Sommerhaus wurde Anfang April hergerichtet, Mitte Oktober zogen sie zurück nach Sarajevo.

Im goldenen Zeitalter von Titos Sozialismus, als in Sarajevo von dem vielen Geld, das große Staatsunternehmen in Libyen und den Ländern des Nahen Ostens verdienten, viele Hochhäuser gebaut wurden, so viele, dass sie irgendwann auch Stup und Otes erreichten, wuchs die Stadt mit Ilidža zusammen. Heute liegt die Kasindolska am Stadtrand von Sarajevo. Doch zu der Zeit, als der alte Balijan sein Sommerhaus plante, in den

dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts, reiste man mit dem Zug nach Ilidža.

Die Balijans versammelten sich mit Reisetaschen, Koffern und Proviant für die nächsten paar Monate am Bahnhof in Marijin Dvor, kletterten eine halbe Stunde später an der Haltestation Ilidža aus der Schmalspurbahn, und das letzte Stück der Strecke legten sie zu Fuß oder, wenn das Gepäck zu schwer war, mit dem Ochsenkarren eines ortsansässigen Bauern zurück.

In Sarajevo fiel dieser Lebensrhythmus aus dem Rahmen. Die Leute wunderten sich über die Familie und ihre Gewohnheiten – Sarajlis wundern sich gern über jeden, der anders ist als sie –, weil sie die Kultur der Sommerfrische nicht kannten. Diejenigen, die Sommerhäuser am Stojčevac oder der Bosnaquelle besessen hatten, ob Osmane oder Österreicher, waren längst ihrer Wege gegangen, und die Hiergebliebenen hatten deren Sitten nicht angenommen. Oder wieder abgelegt, aus Angst, mit den missliebigen geschassten Besitzern in einen Topf geworfen zu werden.

Der alte Balijan hatte mit derlei historischen Altlasten und kulturellen Normen nichts am Hut. Er kam nach Sarajevo, weil er sein Leben so fortsetzen wollte, wie er es in Istanbul gelebt hätte. Hier war alles kleiner, näher beisammen und praktischer, zur vollständigen Zufriedenheit fehlte ihm einzig und allein das Meer. Sarajevo war wie Istanbul in einer Kristallkugel, nur ohne Meer; das Meer passt schlecht in eine Kristallkugel. Statt wie andere vertriebene Armenier, deren Kinder später berühmte Sänger, Schauspieler oder Schriftsteller werden und ihre Nachnamen vorsichtig neuen Sprachen und Kulturen anpassen sollten, weit weg zu gehen, sich in Frankreich, Italien, Deutschland oder Amerika niederzulassen, ging der alte Balijan an den Ort, der ihm damals, in den zwanziger und dreißiger Jahren, dem untergegangenen osmanischen Konstantinopel am ähnlichsten schien, in dessen Gassen alle Sprachen des Reichs widergehallt und selbst Kleinkinder jedes dieser Idiome verstanden hatten. Auch zu Gott beteten sie dort auf unzählige einander entgegen-

gesetzte Weisen, sodass in Konstantinopel wie in Sarajevo jeder jedem ein Ungläubiger und Gottloser war und sich trotzdem alle verstanden.

Vielleicht war der alte Balijan aufgrund einer Verkettung von Zufällen in Sarajevo gelandet, vielleicht hatte er die Stadt bewusst gewählt. Das wissen wir nicht und werden es niemals erfahren.

Frau Balijan sah wie eine vornehme Europäerin aus. Auch er war ein feiner Herr, hatte aber Gesichtszüge wie der Bösewicht im Volksepos und erinnerte uns an einen ranghohen osmanischen Militär, einen Serasker. Wir fürchteten uns erst vor ihm, dann gewöhnten wir uns an ihn. Als wir an ihn gewöhnt waren, rannten wir die Kasindolska hinunter, klammerten uns an seine Beine, und unsere Feinde, ältere Jungs, Zigeuner, wer auch immer stärker war als wir, stoben in alle Richtungen, aus Angst vor dem alten Balijan. Er war klein wie jeder Jermen, nicht besonders stark, hat einem niemals gedroht, aber er sah bedrohlich aus. Später hatten sich dann alle an ihn gewöhnt, sodass uns seine schreckliche Erscheinung nicht länger vor Feinden schützte.

Neben Tochter Marija, gerufen Mica, hatten die Balijans einen Sohn, Ivica, der, weniger gescheit und ehrgeizig als seine Schwester, ein Handwerk erlernte und in der Kasindolska genauso beliebt war wie sein Vater. Sonst schlug er nicht dem Vater nach, hatte nichts Armenisches an sich, auch nichts von Konstantinopel, glich eher den Sarajlis seiner Generation, leichtsinnigen jungen Leuten, die sich, gegen Ende des Ersten Weltkriegs geboren, den osmanischen Hang zu einem behäbigen Leben voll kleiner Freuden bewahrt hatten, aus dem sich im Verbund mit Habsburger Provinzbeamtenmoden das geistreiche Bummelantentum entwickelte, das sich noch bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts in Sarajevo hielt.

Ivica Balijan verliebte sich in Štefica Reš, die eigentlich Stephanie Resch hieß, und sie wurde seine Frau, mit der er zwei Kinder bekam, Alfred, Ferdi gerufen, und Jasminka. Die Kin-

der wurden beide im Krieg geboren, was vermuten lässt, dass Ivica und Stephanie glimpflich davonkamen. Erst im Sommer 1945 brach das Unglück über sie herein. Stephanie Resch stammte aus der Vojvodina, eine Donauschwäbin oder Volksdeutsche, wie man in Jugoslawien sagte, was im Hause Balijan und schon gar für den ausgebürgerten Armenier Ivica kein Thema war – vermutlich war es zu hoch für sein Welterleben und seine Prioritäten, sonst hätte er gewusst, dass man von einem solchen Wissen nicht leben, aber sehr wohl den Tod finden kann.

Im Sommer 1945 riss der Kontakt zwischen Stephanie und ihrer Familie ab. Ihre Angehörigen waren wie vom Erdboden verschluckt. Sie schrieb den Nachbarn Briefe, die wussten aber nichts. Als in der Kasindolska die Geschichte umging, wie Karlo Stubler abgeführt und von seinen serbischen Nachbarn, angeführt von Aleksa Božić, einem angesehenen, einflussreichen Mann, der im Krieg für die Partisanen gearbeitet hatte, gerettet worden war, zählte die arme Štefica eins und eins zusammen. Bei der Deportation ihrer Angehörigen war keiner zum Bahnhof gerannt, um sie zu retten.

Sie hatte sich gerade damit abgefunden, dass sie die Familie nie wiedersehen würde, da meldete sich ihre Mutter. Der Vater war im Lager gestorben, die Mutter hatte überlebt, wenn man das noch leben nennen kann: Die Ärmste war nicht mehr bei Trost, dem Wahnsinn verfallen und verloren. Sie konnte sich nicht klar ausdrücken und berichten, was sie durchgemacht hatte. Man hoffte, es würde sich wieder einrenken, aber es hat sich nie mehr eingerenkt. Jahrelang lief sie die Kasindolska auf und ab, führte Selbstgespräche, staunte Himmel und Wolken an, immer die lange Straße hoch und runter, immer entlang der Linie, die 1992 zur Frontlinie werden sollte, die Schlinge, die Sarajevo würgte, sie trug die Tracht der Donauschwaben, was hier, am Stadtrand von Sarajevo, wo die Felder begannen, tief in Bosnien, befremdlich wirkte, so befremdlich wie ihr Leid. Der Krieg war aus, die Leute waren arm, für Nahrungsmittel

und Seife brauchte man Bezugsscheine, aber überall keimte der Glaube an eine bessere Zukunft, in der sie keinen Platz hatte.

Was hat Karlo Stubler gedacht, wenn er sie vom Hof aus vorbeigehen sah?

Moravec, der Architekt, hatte das Sommerhaus der Balijans im Glauben an ein langes 20. Jahrhundert geplant. Vor dem Haus gab es ein Schwimmbecken, wunderbar eingepasst und diskret, da konnten die Kinder im Sommer planschen. Anders als moderne Bassins war es nicht von allen Seiten einsehbar und störte auch nicht mit grellblauen Kacheln die Harmonie von Pflanzengrün und dem in Erdfarben gestrichenen Haus. Vom Frühjahr bis in den Herbst war die Kasindolska, einem abstrakten Gemälde von Ljubomir Perčinlić ähnlich, in Grünbraun getaucht, und das Sommerhaus versammelte mit seinem Schwimmbecken alle Farben und Nuancen der Kasindolska in sich. Wir Stublers haben es als das schönste Haus unseres Viertels in Erinnerung, und trotz seiner Fremdheit zeichneten sich unsere Biografien, unser Stammbaum darauf besser ab als auf den Fassaden unserer Häuser und Höfe, alles, was wir waren, aber auch alles, was wir hätten sein können, hätten uns Schicksal und Vertreibung nicht in alle Winde zerstreut.

Auf den Einband des historischen Familienromans mit dem Titel *Die Stublers*, der in konzentrischen Kreisen (wie wenn man Steinchen in einen stillen Teich wirft) sämtliche Bewohner der Kasindolska einbezöge, was jahrelange Nachforschungen, Interviews und Streifzüge durch die heutige Kasindolska, Recherchen in Gemeinde- und Polizeiarchiven, Besuche bei den in alle Welt zerstreuten ehemaligen Bewohnern, bergeweise abgetippte Aussagen und Erinnerungen, fotokopierte Ausweise und Schulzeugnisse und aus Familienalben gerissene Fotografien verlangen würde, sodass er, auf etliche tausend Seiten angeschwollen, in fünf, sechs Bänden erscheinen müsste, auf den Einband dieses Romans gehörte eine Fotografie von Balijans Sommerhaus, wie es vor dem Verkauf aussah. Doch dieses Foto

wurde entweder nie geknipst oder ist für immer verloren, und der Roman wird sowieso nie geschrieben. Auf den komme ich nicht deshalb zurück, weil ich unser Vergessen anklagen oder das Unkraut auf unseren Gräbern jäten will, sondern weil ich solche Romane liebe.

Frau Doktor Marija und Herr Ingenieur Moravec beschlossen Ende der fünfziger Jahre, nach Zagreb zu ziehen. Damals beschlossen viele der inzwischen als Kroaten wiedergeborenen Kuferaschen aus Sarajevo – Tschechen, Slowaken, Deutsche, Slowenen und eben auch Armenier der zweiten, dritten Generation –, nach Zagreb zu ziehen. Jeder hatte gute Gründe dafür, alle kamen zeitgleich zu diesen Gründen, denn dort wurde das Leben allmählich besser, Grundnahrungsmittel waren in Zagreb ohne Bezugsschein zu haben, auf den Märkten erschienen die ersten ausländischen Erzeugnisse, die ersten Pässe wurden ausgestellt, die Leute hatten mehr Geld, der Immobilienmarkt – wie man heute sagen würde – lebte auf.

Es wurde Zeit, das Sommerhaus zu verkaufen. Später dann für sein Verschwinden.

Frau Balijan war fünf Jahre älter als ihr Mann, 1879 geboren, und ist auch vor ihm gestorben, 1956. Er starb 1962 und erlebte Verkauf und Umbau noch. Wir wissen nicht, ob es ihn getroffen hat – eher nicht, wie gewonnen, so zerronnen, sagt man –, Familie Balijan war in der Kasindolska Geschichte, Ingenieur Moravec mit Gattin in Zagreb. Die beiden hatten zwei Töchter, Višnja und Ubavka. Ubavka starb jung, da existierte das Sommerhaus längst nicht mehr.

Ivica und Štefica zogen nach dem Tod ihrer Mutter mit den beiden Kindern Ferdi und Jasminka nach Sarajevo. Ivica starb 1982, rechtzeitig vor dem endgültigen Aus. Stephanie nahm auch das noch mit: Sie starb im Jahr 2000.

Tochter Jasminka wohnte in Dobrinje. Sie hatte ebenfalls zwei Kinder: Stela und Nikola. 1993 oder 1994, als es wie die meiste Zeit im Krieg weder fließendes Wasser noch Strom gab, holte Jasminka mit ihrer Tochter, Ivicas und Šteficas Enkelin,

Wasser. Am Hydranten traf sie, wie es in den kitschigen Turbofolk-Epen von der Belagerung Sarajevos besungen wird, eine serbische Granate.

Die hat beide umgebracht.

Enkelin und Urenkelin eines Armeniers, der den türkischen Genozid überlebte, Enkelin und Urenkelin einer Deutschen, an der sich die Sieger des Krieges in einer Art Kontra-Genozid rächten, starben in einem Genozid, den Radovan Karadžić an einem Volk verüben wollte, dem Jasminka und Stela, wie es das zynische Schicksal will, nicht angehörten.

Aber da war Balijans Sommerhaus längst verschwunden.

Gekauft haben es Leute, die kein Sommerhaus brauchten, sondern ein Haus, in dem sie als fleißige, ehrbare Bauern leben konnten. Sie brauchten auch nicht die Architektur von Ingenieur Moravec, sondern Räume, in denen sie sich und ihr Hab und Gut vor Regen, Kälte, Hitze und Sonne schützen konnten. Das Sommerhaus wurde umgebaut und um Anbauten erweitert, sodass es rasch seine Besonderheit verlor und sich nicht mehr von anderen nie fertiggestellten Häusern unterscheidet, die allenthalben die Peripherie unserer Großstädte verschanzeln. Nichts erinnert mehr an die Balijans, sie sind im Orkus verschwunden, Alzheimer hat den Ort verwüstet, die herrschaftlichen Sommerallüren des Ingenieurs Moravec haben sich nur als Angst im Auge des Betrachters erhalten, das sieht, aber nichts wiedererkennt.

In *Istanbul* beschreibt Orhan Pamuk, wie in seiner Kindheit die aufgegebenen, aus Holz gebauten Sommersitze der Konstantinopler Oberschicht einer nach dem anderen Raub der Flammen wurden. Die ersten Feuer brachen zufällig aus, gingen auf zündelnde Obdachlose zurück, dann brannten Menschen, die Wohnraum für sich selbst suchten, die Häuser systematisch nieder und errichteten auf den Grundstücken ihr eigenes Reich mit eigenen Erinnerungen und Ausblicken. Das Sommerhaus vom alten Balijan ist nicht abgebrannt, aber sonst ist es genauso gelaufen. Indem Pamuk über bestimmte Menschen und deren

Schicksale schrieb, verwob er sie mit fremden Schicksalen, mit Menschen, die er nicht kannte, nie getroffen hat, und trotzdem sind sie in seinem Werk präsent.

Die Beichte vor dem Sakrament der Ehe

In der Kurzbiografie von Olga Rejc, geborene Stubler, stünde, dass sie drei Kinder gebar, zwei Söhne und eine Tochter. Als der Älteste starb, war sie achtunddreißig Jahre. Die Tochter hatte sie sechzehn Monate zuvor entbunden. Die Geschichte von den Umständen, unter denen Mladen zu Tode kam, verschieben wir auf später – es ist das wichtigste Ereignis im Zusammenhang mit dem Verschwinden der Stublers und hat unsere Lebenswege bestimmt. Aber darüber wurde nicht gesprochen, Mladens Name nicht erwähnt, auch wenn er oder vielmehr unsere Gedanken an ihn über allem schwebte, was wir taten, solange Nonna noch lebte.

Wo ich aufwuchs, gab es keine Fotografien von meinem Onkel. Über die Jahre hat Nonna fast alle vernichtet. Fiel ihr ein Bild von Mladen in die Hände, riss sie es in klitzekleine Fitzelchen oder verbrannte es im Küchenherd. Fast vierzig Jahre ging das so. Die Bilder waren überall verstreut, in Schuhschachteln mit zweitrangigen Dokumenten, altertümlichen Familienalben, Briefumschlägen, dicken, auf der oberen Schnittfläche stark eingestaubten Büchern, Innentaschen von Nonnos Mänteln und Jacketts, Schubladen, aus denen einem alte Rezepte, Diagnosen und Atteste entgegenquollen, überall kamen diese Bilder zum Vorschein, und Nonna zerstörte sie, wenn wir sie nicht beobachteten. Wie wenn es unanständig wäre, sie pinkeln würde, auf der Kloschüssel säße, so zerstörte sie die Bilder ihres Erstgeborenen, und die ganze Mühe schien umsonst, weil immer neue Fotos aus irgendetwas herausfielen.

Das letzte fand ich 1983 in Stanojevićs Vorkriegsenzyklopädie. Ich wusste nicht, dass mein Onkel Mladen auf dem Bild ist: Es zeigt eine Schulklasse während des Unterrichts. Zwei Knaben sitzen in der Bank und lachen. Es ist ein hysterisches Lachen,

hormonell bedingt, ihre Gesichter sind seltsam entstellt. Hinter ihrem Rücken sitzt in der Tiefe des Raums ein dritter Knabe. Mit Mona-Lisa-Lächeln schaut er versonnen ins Objektiv. Als bekäme er nicht mit, was um ihn herum geschieht. Das war Mladen.

Das Foto maß vier mal drei Zentimeter, wahrscheinlich hatte es deswegen so lange überlebt.

Es lag auf dem Schreibtisch in meiner Ecke vom Wohnzimmer, und am nächsten Tag war es weg. So erfuhr ich, dass Mladen auf dem Bild war. Er konnte keiner der beiden mit den verzerrten Mienen, musste der Stille im Hintergrund sein. Das Gesicht hat sich mir eingepägt.

Nonna vernichtete Mladens Zeugnisse, Geburts- und Sterbeurkunde, Briefe und Hausarbeiten. Bei uns existierte kein einziges Blatt Papier, auf dem sein Name stand.

Auf dem Schrankboden, unter den Wintersachen, bewahrte Nonna eine Schachtel mit Erde auf. Einige Monate vor ihrem Tod verstreute sie die Erde im Garten. Danach sammelte sich Kleinkram in der Schachtel: Postkarten, Stromrechnungen, Gebührenbescheide, Briefmarken. An der gummierten Rückseite klebten Erdkrümel. Das war die letzten Spur von Mladen bei uns: Erde von seinem Grab in Slawonien, in Donji Andrijević; das Grab existiert nicht mehr.

Es gibt noch Papiere, Fotografien und Briefe in den Sedimentschichten der Unordnung im Hause Stubler in der Kasindolska. An die kam sie nicht dran.

Wir wissen, dass Olga Rejc mindestens eine Schwangerschaft abbrach.

Im Winter 1945, kurz vor der Befreiung, als Luburić im Keller der Villa an der Skenderija lebende Menschen in kochendes Wasser stieß und der Unabhängige Staat Kroatien mit dem Segen unseres Erzbischofs Ivan Šarić, genannt der Evangelist, jeden liquidierte, der nicht Jesus Christus und Ante Pavelić nachfolgte, ließ sich meine Nonna – wo und wie das in Sarajevo damals gemacht wurde, wissen wir nicht – zum letzten Mal ein

Kind wegmachen. Wäre sie erwischt worden, hätte sie mit allen am Eingriff Beteiligten an einem Laternenmast in den Alleen von Marijin Dvor gebaumelt. Der unabhängige kroatische Staat lag in den letzten Zügen und hatte keine Zeit, Schwangerschaftsabbrucherinnen nach Jasenovac zu schicken. Und Nonna hatte nicht die Zeit, länger zu warten, ein oder zwei Monate später wäre die Frucht zu groß gewesen. Im letzten Augenblick also wurde die Geburt einer Tante oder eines weiteren Onkels vereitelt.

Als Tante Jela, Olgas Schwägerin, einmal fragte: Du meine Güte, hätte Franjo nicht ein bisschen aufpassen können?, brach es aus Nonna heraus: Franjo ist so ein Schlappschwanz!

Die unfreiwillige Komik war so umwerfend, dass der Spruch trotz allem Respekt vor Intimitäten und bei aller Diskretion – die bei Stublers sehr ausgeprägt war und gerade deshalb häufig versagte – zur Anekdote wurde, jahrelang bei Familientreffen nacherzählt, selbst wenn Olga, die keinerlei Anspielungen auf Sexuelles duldete, daneben saß.

So haben wir mitbekommen, dass Franjo Rejc ab der Geburt des zweiten Sohnes Präservative benutzte. Aber die waren zu schlecht – die Technologie steckte noch in den Kinderschuhen – und blieben nicht da, wo sie hingehörten, oder rissen im entscheidenden Moment. Die Tochter, geboren am 10. Mai 1942, sechzehn Monate vor Mladens Tod, wurde trotz Präservativ gezeugt.

Und weil es meine Mutter ist, die da gezeugt wurde, könnte sich meine Existenz der unzulänglichen Qualitätskontrolle des Zagreber Unternehmens verdanken, das die delikatsten Gummiprodukte herstellte.

Aber vielleicht gab ein anderer Umstand den Ausschlag.

Der Unabhängige Staat Kroatien war in vielerlei Hinsicht, von der Idee über die Ideale bis hin zur politischen Praxis, der Vorläufer des Staates, der, flächenmäßig kleiner, ein halbes Jahrhundert später entstehen sollte. In Tudmans Kroatien war die Vermehrung der Kroaten vom ersten Tag an politisch ge-

